Zb VI 13

Ph
o
776

Der
Philosoph
aus
Africa.

Erster Theil.

Philosophia obiter libata a Deo abducit; penitus hausta ad eundem reducit.

Verul. de Augment. ſcient. libr. 1. pag. 10.

Frankfurt und Leipzig
1786.

An den

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

HERRN

Carl Ludwig,

Erbprinzen und Marggrafen zu Baden und Hochberg, Landgrafen zu Saussenberg, Grafen zu Sponheim und Eberstein, Herrn zu Röteln, Badenweiler, Lahr und Mahlberg ꝛc. ꝛc.

Seinem gnädigsten Fürsten und Herrn.

Durchlauchtigster Erb-Prinz,
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht lege ich dieses Buch unterthänigst zu Füssen, in der Hoffnung, daß **Höchstdieselben** solches mit derjenigen Huld und Leutseligkeit gnädigst aufzunehmen geruhen werden, welche stets **Höchstdero** Handlungen bishero begleitet haben.

Es

Es enthält der erste Theil desselben in einer für eine besondere Klasse Menschen ausgesuchten Schreibart, eine Geschichte, wo die verfolgte Unschuld wieder empor gekommen, und in derselben verschiedene Beweise, welche in unsern Tagen für, und gegen einige der wichtigsten Gegenstände der Philosophie und Theologie vorgebracht werden. Es wird dabey hie

und

und da nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der Geist der wahren Religion, besonders des Christenthums, nicht in hitziger Vertheidigung einiger philosophischer Lehrmeynungen, und willkührlicher Lehrsätzen, sondern in aufrichtiger Verehrung Gottes, und in einer wechselseitigen Liebe der Menschen bestehe rc.

Ueber-

Ueberzeugt, daß **Ew. Hochfürstliche Durchlaucht**, als ein gelehrter und christlicher Fürst, nicht allein alles dasjenige, was aus guter Absicht zur Beförderung der Aufklärung und Wissenschaften geschrieben wird, werden gnädigst aufnehmen, sondern auch zugleich die liebreiche, sanftmüthige und dultsame Gesinnungen, die Menschenhaß und Verfol-

gung

gung entgegen stehen, als die wahre Mittel ansehen, wodurch Glückseligkeit in der menschlichen Gesellschaft verbreitet werden kann, darf ich mich erkühnen, ein Werk, das dieses mit bezielet, **Höchstdenselben** unterthänigst zu überreichen rc.

Geruhen **Ew. Hochfürstliche Durchlaucht** solches zugleich, als eine,

ob-

obgleich geringe, doch öffentliche Probe der grossen und unterthänigsten Verehrung anzusehen, mit der ich tief erniedrigst bin

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

1786. Unterthänigster

der Verfasser.

Vorbericht.

Ich lege hier dem Leser ein Werk vor, welches auf die wichtigste Dinge, worüber gegenwärtig gestritten wird, einen Bezug hat. Ich muß aber sogleich denselben höflich bitten, nicht böse zu werden, wenn die darinnen auftretenden Personen nicht allemal seinem Wunsch gemäß sprechen. Da ich sie hier erscheinen lasse, so habe ich ihnen völlige Freyheit verstattet, nach ihrem Belieben zu reden und zu handeln, jedoch dabey ausbedungen, daß sie auch nicht übel nehmen wollen, die Urtheile mögen über sie ausfallen, wie sie wollen. Sie dörfen sich

also nicht beschwehren, wenn der eine diesen, der andere einen andern Namen beygelegt bekommt. Mir besonders ist beydes, ihr Lob und Tadel gleichgeltend. Nur möchte ich wünschen, daß der Leser prüfen, kaltblütig, ohne Vorurtheil prüfen, und am Ende des Werks, erst dessen Zweck und Nutzen beurtheilen möge. **Rousseau** sagt in seinem dritten Briefe aus dem Gebürge, daß die Gehirne der Menschen nicht auf einerley Art organisirt seyen, und daß daher die Eindrücke der äussern Gegenstände, so wie ihr Urtheil hievon, verschieden ausfallen müsse. Auch dieses ist mir gleichgültig. Denn ich bestimme nichts. Die Form dieses Werks, so wie die Auslassung meines Namens, ist ohne Bedeutung. Lezterer

mög=

mögte noch manchem anstößig seyn, weil Gregorius VII. ihn geführt. Daß dieser Mann vornemlich seit den Zeiten Josephs II. so übel berufen ist, daß einige Bischöfe sein Gedächtnisfest aus ihren Kirchen-Kalendern dieses Jahr ausgelassen, so wie das Fest der 7 Schmerzen der Mutter Gottes, und der 5 Wunden des heiligen Francisci, (1) davor kann ich nichts. Ist er doch ohne mich ein Heiliger worden, auf die Altäre zur Anbetung erhoben, und von einem Frommen kanonisirt. Ich versichre den Leser, daß ich nicht gleich ihm, gewisse Dictatus in die Welt senden will, obgleich kein Geistlicher,

---

(1) Man sehe das Frankfurter Staats-Ristretto vom vorigen Jahr.

licher, der das rothe Gewand liebet, ihm desfalls gehäßig seyn kann. Die Vorstellungen von einigen Dingen ändern sich bey den Menschen, wie die Moden und Gründe, die eine Zeit stark, und unüberwindlich schienen, sind zur andern Zeit schwach, und erbettelt. Ob hier allemal mehrere Einsicht, Aufklärung, nähere Combination und bessere Beurtheilung zum Grunde liege, davon wird, wie auf einer als der andern Seite dieses Werkgen, eine Probe liefern. Geschrieben aus dem Sponheimischen 1786.

Der Verfasser.

Der

Der
Philosoph
aus
Africa.

Erster Theil.

Der Philosoph aus Africa.

Es war nach christlicher Zeitrechnung das runde Jahr 1740, als Odao nach Absterben seines Vaters den königlichen Thron in Tombut (1) bestieg. Da er als Erbprinz wegen seinem Jag-

(1) Das Königreich Tombut liegt disseits des Gambiaflusses in Africa. Demselben sind auch die agadische Völ-

Jachzorn, und andern wilden Eigenschaften schon bekannt war; so prophezeiete jedermann keine glückliche Regierung. Indessen wurde er von allen Großen seines Reichs bey diesem Zeitpunkt complimentirt, und ein jeder that äusserlich, als wenn ihm diese Veränderung große Freude verursachte. Die erste Sorge des Odao gieng dahin, sich ein auserlesenes Harem anzuschaffen, und dann sich hieraus nach Gewohnheit seiner Vorgänger 2 Gemahlinnen insbesondere zu erwehlen. Nach Umlauf eines Jahrs gebahr ihm eine, Namens Edige, den ersten Prinzen, welcher Tibo genennet wurde. Hierdurch erhielte dieselbe nebst andern Vorzügen den Titul der regierenden Königinn, und hatte auch wirklich im Staatsrath Sitz und Stimme. Nach Verfluß eines andern Jahrs brachte dieselbe den zweyten Prinzen zur Welt, der den Namen Nenno erhielte. Edige war von großem Verstand, listig, und unternehmend, und ob sie gleich über das Herz des Odao

Völker, die Muren rc. so wie auf der andern Seite des Stroms die Provinzen Madingo, Gago, und Guber unterworfen, und diese Länder liefern Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Pfeffer, Baumwolle, u. s. w.

Odao wegen der Menge seiner übrigen Weiber, und Concubinen nicht allein, und stets zu gebieten hatte, so stunde sie doch bey demselben in der grösten Achtung, und hatte nebst ihren 2 Prinzen in einem Nebengebäude des königlichen Pallasts ihre besondere Hofhaltung. Beyde Prinzen wuchsen indessen in die Höhe, und der Prinz Tibo zeichnete sich in Ansehung seiner schönen Leibesgestalt sowohl, als großen Verstands, und andern natürlichen Talenten besonders vor seinem Bruder aus. Man ließ beyde allerley im Lande übliche Wissenschaften erlernen, und in Ansehung der Religion wurden sie von einem Mulayen, besonders, was den Fetischdienst betrift, der in diesem Lande gewöhnlich, unterrichtet. Der Prinz Tibo erwehlte sich zu seinem Fetisch eine rothe und weiß gestreifte Schwanzfeder von einem africanischen Falken, dem die Naturkündiger den Namen Elters beylegen, und trug solche auf seinem Hut. Hingegen der Prinz Nenno hatte ein schön gefärbtes Schneckenhäuschen darzu ausersehen, welches er immer auf der Brust hangen hatte. (2) Hier muß ich eine

(2) Wer etwas mehr von den Fetischen, und den Völkern, die solche verehren, wissen will, der lese des Engländer Hackworths Sammlung von Reisen nach den africanischen Küsten, und dem Gambiaflusse.

kurze Beschreibung von der Religion des Landes liefern. Es bestunde damit, wie fast in China. Das gemeine Volk glaubte einen Gott, eine göttliche Vorsehung und Regierung, desgleichen eine künftige Fortdauer nach dem Tode, so wie eine Belohnung, oder Bestrafung in Gemäsheit des hier in der Welt geführten Lebens, und obgleich die Polygamie bey ihnen üblich war, so wurde doch der Ehebruch, und dann weiters Mord, Diebstahl, Lügen, und Betrug für Sünde, und im Gegentheil Grosmuth, besonders Milde und Gutthätigkeit für Tugenden angesehen. Keine Tempel hatte das Volk, wohl aber gewisse Orte, wo sie zwar nicht ordentlich, jedoch bey allerley Veranlassungen, vornemlich fröhlichen Begebenheiten, als Geburten, Heurathen, u. s. w. zusammen kamen, und Opfer brachten, die in allerley Eßwaaren, hauptsächlich in Thieren bestunden, die sie daselbst abschlachteten, zurichteten, und verzehrten, oder welches am meisten, besonders von den Vornehmsten geschahe, an die Armen austheilten, und sodann mit singen und tanzen sich lustig machten, und hierinnen bestunde ihr öffentlicher Gottesdienst. Keine Menschenopfer wurden gestattet, ausser nur, wo einer sich freywillig darzu verstunde, und sich entweder zur Ehre Gottes erstach, oder mit einem Messer

den

den Leib aufschnitte, wo man jedoch in den neuern Zeiten, wo dieses Volk etwas aufgeklärter wurde, wenige Beyspiele mehr sahe, vielmehr diejenige, die sich so sacrificirten, für wahnwitzige oder verzweifelnde Leute hielte. An diesen gewöhnlichen Versammlungsplätzen befand sich der Hauptfetisch des Orts, welches bald ein Baum, bald ein Felsen, bald ein Gebüsche, bald ein Wasser, u. s. w. gewesen. So war ein dergleichen Fetisch in der Hauptstadt Tombut ein Palmbaum, der in einer Ebene vor der Stadt befindlich war. Es hatte aber ausser diesem fast noch ein jeder einen gewissen Fetisch an seinem Leibe hangen, oder in seinem Hause aufgestellt, oder sich auswärts im Felde erwehlet, und hierzu mogte er ergreifen, was er wollte, und nach seinem Belieben wieder abändern. Diejenige, welche die Opferthiere schlachteten, und besonders die öffentliche Lustbarkeiten des Volks hierbey anordneten, und dirigirten, wurden Mulas genennet. Sie stellten eine gewisse Art von Geistlichen oder Priestern vor, und trugen zum Unterscheidungszeichen weisse Federn auf den Köpfen. Sie hatten die Ehre bey dem obgemeldten öffentlichen Opfer, und gottesdienstlichen Versammlungen des Volks oben an zu sitzen, und dabey noch gewisse Vorzüge und Freyheiten zu geniessen. Wie

sie aber damit allein nicht auslangen konnten, und den Müssiggang liebten, so waren sie genöthiget, auf einen weitern Nahrungszweig zu denken, und da sahen sie schon seit langen Zeiten dieses für das beste Expediens an, wenn sie mit Verfertigung von Fetischen sich abgeben, denselben eine geheime Kraft gegen den Etud beylegten, und solche an das Volk verkauften. Von diesem Etud gaben sie vor, daß solcher ein abgesagter unsichtbarer Feind der Menschen seye, der nur herum gienge, denselben ein Unglück zuzubereiten, und hatten dem Volk von ihm ohngefehr eben die Begriffe beygebracht, die man in Europa von dem Teufel heget. Das Volk aus Furcht vor diesem gefährlichen Feind, versahe sich mit einer Menge aus allerley Materialien von jenen verfertigten Fetischen, und stellte solche in seinen Wohnungen auf, zum Theil aber trug solches dieselbe an seinem Leibe, besonders war das Frauenzimmer hierauf sehr erpicht, und wenn man eine Staatsdame aus Tombut zu Gesicht bekam, so konnte man öfters eine Menge dergleichen Fetische an ihr wahrnehmen. Indem ich nun dieses anzuführen genöthigt bin, da solches auf das folgende einen Einfluß hat; so muß ich doch hierbey diesem Volk Gerechtigkeit widerfahren lassen, und bemerken, daß dasselbe diese Fe-

tische nicht für würkliche Götter hielte, sondern es sollten nur äussere Sinnbilder von Gott seyn, und die Verehrung, die sie solchen erwiesen, sollte sich auf die Gottheit beziehen, eben wie man von einem, welcher in der römischen allein seligmachenden Kirche zu leben sich einbildet, und denselben für einem Muttergottesbild liegen, und dasselbe anbeten siehet, nicht glauben darf, daß er solches selbst für die wahre, und würkliche Mutter Gottes halte, sondern er will nur durch das sichtbare Bild das unsichtbare Original verehren, und wie das Sinnliche und Gegenwärtige bey dem Menschen mehr würket, und den menschlichen Geist afficirt, als das Unsichtbare und Entfernte, so könnte man allenfalls beyde Parthien mit dem Bilderdienst noch etwas entschuldigen. Was die Großen des Volks, besonders die Verständigste desselben anbelangt, so machten sie zwar äusserlich den Fetischdienst mit, setzten aber kein Vertrauen darauf, sondern sahen solchen, als eine Verirrung des Volks an, und glaubten zu erhaben zu seyn, mit dem Pöbel einerley religiöse Ideen zu hegen. Von der Würklichkeit Gottes und dessen physischen Erhaltung und Regierung der Welt, waren sie zwar wohl überzeugt, aber an dessen moralische Regierung, so wie an eine Fortdauer nach dem

Tod glaubten sie nicht, und waren also fast eben solche Leute, die man bey uns mit dem Namen der Deisten belegt. Meine Absicht leidet es nicht den Character, und die Sitten des Tombutischen Volks weiter zu beschreiben, vielmehr eile ich wieder zu den Prinzen. Diese hatten sich nun völlig gebildet. Der älteste hatte das 22. Jahr seines Alters angetreten, und einen prächtigen Wuchs erhalten. Er war mehr groß, als klein. Alle Glieder seines Leibes stunden unter sich in dem schönsten Ebenmaas. Seine Gesichtszüge waren sehr einnehmend, von Farbe war er nicht schwarz, sondern mehr bräunlich, als weisse (3). Seine Geisteskräfte hatten eine besondere Stärke erhalten. Er hatte einen durchdringenden Verstand, und ein scharfes Be=

(3) Welton und Le Bruce sagen in ihren Reisebeschreibungen, daß je weiter man sich von den Seeküsten in das Innere von Africa entferne, desto mehr nehme bey den Inwohnern die schwarze Farbe ab, so daß in dem mittlern Africa, besonders auf den Gebürgen die europäische weisse Farbe bey den Menschen wieder zu sehen; wohingegen diese wieder abnehme und sich immer mehr und mehr der schwarzen nähere, je mehr man zu den Seeküsten käme, wo denn die völlige schwarze Farbe bey den Inwohnern herrsche ꝛc.

Beurtheilungs-Vermögen. Seine Schritte that er mit Ueberlegung, und ohne Untersuchung und Prüfung glaubte er nichts leichtlich. Was aber am meisten seinen Character nobilitirte, war dieses, daß er großmüthig, mildthätig und leutselig gegen jedermann sich bezeigte, so daß er auch verschiedene mahle von seinem Vater Vorwürfe erhielte, daß er die Popularität zu weit triebe. Hingegen hatte die Natur seinem jüngern Bruder keine annehmliche Gestalt verliehen. Er war kurz und dick. Sein ansehnlicher großer Kopf stunde nicht mit den übrigen Gliedern seines Leibes in einem schicklichen Verhältnis. Er war darbey von phlegmatischem Temperament, zu allen Beschäftigungen laß und träge, und was noch am meisten an ihm auszusetzen, war dieses, daß er dumm und leichtglaubig war. Dieses waren die characteristische Züge beyder Prinzen. Wie der leztere bey jedermann mit einer Art von Geringschätzung angesehen war, so war der erstere bey allen beliebt, und hochgeachtet. Sein Vater, der König Odao hatte eine besondere Inclination zu ihm, und konnte fast nicht leben, ohne ihn alle Tage gesehen zu haben. Das gemeine Volk liebte ihn bis zum Entzücken, und stellte sich die künftige Zeiten, wo er das Scepter des Reichs erhalten würde, als die glück-

seligste seines Lebens vor. Es waren diesem Prinzen von seinem 15. Jahre an, verschiedene Gelder ausgeworfen, die derselbe zu seinem Vergnügen nach Belieben anwenden konnte. Allein diese Gelder wurden gemeiniglich bey ihm eine Auslage für die Armen. Die Engländer hatten in der Stadt eine Niederlage von allerley Waaren, besonders von Salz, so in diesem Lande mangelt. Oefters gienge er in ihre Factorie, bezahlte eine ansehnliche Quantität, und ließ solches unter die Armen austheilen. Allein so edel er in seinen Gesinnungen war, so gieng doch das Verhängniß schwanger, ihm einen Unfall zu bereiten, der so unvermuthet, als plözlich kam. Der König Odao, der, wie schon gemeldet, von verliebter Complexion war, hatte bereits die Halbschied des achten Decennii seines Lebens zurückgelegt, als er von seiner gewöhnlichen Passion verleitet, die Thorheit begieng, die 18 jährige Tochter des Fürsten von Berissa zu seiner Gemahlinn zu verlangen. Der Fürst, welcher ein Vasall des Königs war, hatte nicht die Kühnheit, ihm solche abzuschlagen, und die Prinzessinn, ob sie sich gleich aus äussersten Kräften einer solchen ungleichen Ehe widersetzte, so muste sie doch endlich dem Willen ihres Vaters, und dem Verlangen des Königs unterliegen. Kurz, sie wurde ihm als Gemahlin zuge-

geführt. Der König suchte lange Zeit durch alle mögliche Mittel ihre Gegengunst zu erlangen; allein sie war und bliebe gegen alle seine Liebkosungen spröde. Indessen bekam dieselbe während diesen vergeblichen Versuchen des Königs verschiedenemahle Gelegenheit den Prinz Tibo zu sehen, und welches ihr Unglück zum höchsten Grad brachte, sich in ihn zu verlieben. Sie vertraute ihre Inclination einer ihrer Zofen, so sie aus Berissa mitgebracht, und diese kam durch einen besondern Zufall bald drauf in der nemlichen Eigenschaft zu einer andern Gemahlin des Königs, welcher dieselbe alsbald entdeckte, was in dem Herzen ihrer ersten Gebieterin vorgieng, und wie es öfters dergleichen Zofen machen, noch ein mehreres hinzu dichtete, daß der Prinz sie gleichfalls liebte, und besuchte. Nach den neuesten Nachrichten eines Griechen, der viele Jahre in dem Serail zu Constantinopel zugebracht, herrschet nirgends ein größerer Neid, als in diesem Pallast unter dem Frauenzimmer des Großsultans, in Rücksicht dessen Gunstbezeugungen, und es ist nichts gewöhnlicher, als daß die Begünstigte von den andern beneidet, durch ein Reisepulver in die andere Welt befördert werden. Hier fand sichs eben so. Die mit Neid angefüllte Gemahlin machte alsbald das ihr vertraute Geheimniß dem

Kö-

Konige bekannt. Dieser nahm alles sogleich um so mehr für wahr an, als er solches für die Ursach der Kaltsinnigkeit der Prinzessin gegen ihn hielte, und entbrannte vor Zorn. Er nahm sich vor, beyde Verliebte selbsten zu überfallen, und sie seiner Wuth aufzuopfern. Alle väterliche Liebe erlosche auf einmal in seinem Herzen, und er stellte sich vor, daß der Prinz seine Besuche gelegenheitlich, da er ihm täglich seine Aufwartung machte, bey der Prinzessin ablegen müsse. Indem der König mit diesen Gedanken geplagt wurde, kam würklich der Prinz nach seiner Gewohnheit in den Pallast, um seinem Herrn Vater die Hand zu küssen, und dieser war auf diesen Zeitpunkt aufmerksam. Die Prinzessin hingegen, der bekannt war, daß der Prinz vor ihren Zimmern vorbey passiren würde, ließ ihn, als er solche erreicht, durch eine Kammerfrau inständigst bitten, auf ein paar Augenblick zu ihr zu kommen, indem sie ihm äusserst wichtige Dinge zu entdecken hätte. Dieser, der in seinen Gedanken völlig unschuldig, und sich nichts böses versahe, begab sich zu ihr. Sie war allein, fiel vor ihm nieder, und entdeckte ihm ihre Neigung. Der Prinz war eben im Begriff sie aufzuheben, und zurecht zu weisen, als der König die Thür des Zimmers öfnete, und

in-

indem er sie in solcher Stellung erblickte, vor Schrecken und Wuth in eine Ohnmacht darnieder sank. Der Prinz konnte augenblicklich in dem vor Zorn entbrannten Gesicht seines Vaters lesen, was in seinem Herzen vorgieng. Er kannte dessen jachzorniges Gemüthe, und daß er nicht Meister seiner Affecten war. Er hielte es also für dienlich, sich ungesäumt mit der Flucht zu salviren. Er begab sich eilends aus dem Pallast, und zu seinem, und seiner Frau Mutter Glück nicht in deren Wohnung, sondern flohe unbemerkt, durch verschiedene Straßen, zu einem seiner vertrautesten Freunde, welches war der Sohn des Alcaide in der Stadt. Er eröfnete diesem seinen Unfall, und begehrte Schutz und Bedeckung. Sein Freund erschrack hierüber sehr heftig, wollte aber ohne Vorwissen seines Vaters ihme nicht willfahren, er erzehlte diesem den Unfall des Prinzen, und sein Verlangen; der Alte, welcher ein Mann von dem besten Herzen war, zweifelte an der Unschuld des Prinzen keineswegs. Er nahm ihn als ein Vater auf, versprach ihn nicht zu verlassen, bis sich die Scene auf eine oder die andere Art geendiget. Er ließ ihn in ein verborgenes Zimmer eintreten. Während dieses geschahe, kam der König wieder aus seiner Ohnmacht, und gab Befehl, sogleich die Prinzessin

zessin zu erdrosseln, dem Prinzen aber nachzusetzen. Wie die Committirten das erstere befolgen wollten, so war jene ihnen schon zuvorgekommen, indem sie sich selbst entleibet, und einen Dolch in die Brust gestoßen; von dem Prinzen hingegen vernahm man von der Wache des Schlosses, daß derselbe seine Flucht nach der Stadt genommen, und einige wollten ihn weiters gesehen haben, daß er nach den Waldungen des Gebürges entflohen. Es musten hierauf ohne Anstand einige Commando leichter Reuterey aufsitzen und ihm nachsetzen. Allein sie kamen ohne ihn gefunden zu haben wieder leer zurück. Der König erklärte hierauf diesen seinen Prinzen des Throns unwürdig, setzte ein ansehnlich Prämium drauf, wer ihn todt oder lebendig liefern würde, und er nannte seinen zweyten Prinzen Nenno zum Thronfolger. Das ganze Land bedauerte den Unfall ihres hofnungsvollen Prinzen. Indessen getrauete sich niemand davon etwas zu sprechen, da der König despotisch herrschte, und seine Unterthanen um die geringste Ursachen am Leben strafte. Vierzehn Tage war der Prinz in dem Haus des Alcaide, und dieser trauete ihn nicht länger mehr zu behalten, er entdeckte ihm also die Gefahr, worinnen sie beyde stünden, und machte ihm den Vorschlag, mit dem Factor der

eng-

englischen Niederlage zu reden, daß dieser ihn incognito nach dem Fort James bringen und daselbsten versorgen möge. Der Prinz, der selbsten die Gefahr einsahe, willigte in dieses Vornehmen. Der Alcaide begab sich zu dem Factor, und eröfnete ihm sein Begehren. Allein dieser wollte aus Furcht nicht darein consentiren, jedoch offerirte er sich, daß wenn der Prinz sich nach Lindo, 20 Meilen unterwärts, begeben wolle, als wo die Engländer eine andere Factorey hätten, so wollte er dahin schreiben, daß man ihn aufnehmen, und an den verlangten Ort befördern solle, zumahlen diese Factorey nicht in den Landen des Königs Odao gelegen. Dieses Offert wurde angenommen. Der Factor, ein ebenfalls braver Mann, schrieb nach Lindo, und 8 Tage drauf machte sich in der Nacht der Prinz mit seinem Freunde, dem Sohn des Alcaide, Namens Saidi, und einem Sclaven Lopez auf den Weg, kamen glücklich zu Lindo an, und wurden gut aufgenommen. Vorhero aber hatte der Alcaide der Königinn Edige von allem insgeheim Nachricht ertheilt. Diese hütete seit dem Zufall ihres Sohns betrübt und niedergeschlagen, das Bette, wurde aber durch die Nachricht von dessen Wohlbefinden zum höchsten erfreuet, willigte in alles, und ließ 25 Pfund Gold

dem

dem Alcaide für ihren Sohn zustellen, welches alles war, so sie aufbringen konnte. Dieser gab dem Seinigen auch noch 10 Pfund mit, und so kamen sie wohlbehalten und glücklich zu Lindo an. Es traf eben zu, daß in ein paar Tagen eine Chaluppe nach dem James-Fort abgehen sollte. Sie schifften sich also ein, und gelangten in 6 Tagen in diesem Fort an. (4) Der damahlige Commendant

(4) Das Fort James liegt am Ausfluß des Gambia, einer der Hauptströme in Africa auf einer Insul. Zur Zeit des amerikanischen Kriegs hatte solches 250 Mann zur Besatzung und 60 Kanonen. Es besteht aus 4 Bastionen, hat ansehnliche Wohnungen für den Gouverneur und die Besatzung, weitläuftige Magazinen, und ist eine der Hauptvestungen, so die Engländer auf der africanischen Küste haben. Sie handeln auf beyden Seiten des Stroms über 100 Meilen hinauf, und ihr Hauptabsatz ist das Salz, so sie von den Insuln des grünen Vorgebürges holen, und dagegen Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Pfeffer und Sclaven einhandeln. Nach öffentlichen Nachrichten haben sie 1771 von den africanischen Küsten 47146 Sclaven und an andern Erzeugnissen für 5 Millionen Gulden abgeholt. Jezt ist ihr Handel nicht mehr so wichtig, jedoch kann man noch ein Jahr ins andere 18 bis 20000 Sclaven rechnen, so sie da einhandeln, und nach ihren Westindischen Zuckerinsuln führen.

dant war der Obrist-Lieutenant Telton, ein Mann von dem besten Character, ein Menschenfreund, und von uneigennützigen Gesinnungen belebt. Dieser nahm den Prinzen mit seinem Gefolge erwünscht auf, gab ihm Quartier in seiner Wohnung, und ließ ihn an seinem Tische speisen. Um aber auch zugleich dem Zorn des Königs Odao auszuweichen, weil man in seinen Landen verschiedene Niederlagen hatte, gab der Commendant vor, daß solches Abgeordnete aus Loango seyen, die über die Gewaltthätigkeiten der Portugiesen sich beschwehren, und die Engländer um Schutz ansprechen sollten, und beschlosse, solche, sobald es seyn könnte, nach Europa weiter zu senden. Allein ehe sich durch ein Retourschiff eine Gelegenheit hierzu finden wollte, verliefen 5 Monate. In welcher Zeit denn der Prinz mit seinen Begleitern die englische Sprache ziemlich fertig sprechen lernte, wozu besonders der Caplan des Forts durch tägliche Unterredungen und Spaziergänge das meiste beytrug. In dem lezten Monat versuchte der Caplan ihnen eine Kenntniß von dem christlichen Glauben beyzubringen, und sie zu dessen Annehmung zu vermögen. Allein dieser Mann hatte die Geschicklichkeit nicht, vom einfachen zu dem zusammengesetzten zu schreiten, noch

weniger die Gründe so zu präpariren, wie sie zur Ueberzeugung des Prinzen besonders, erfordert wurden. Er verdammte alle andere Religionen, und erhub über solche die christliche, ohne jedoch deutlich zu zeigen, worinn dieser Vorzug bestünde, und wie er erweislich zu machen wäre. Der Prinz hatte ohnehin von der christlichen Religion nicht die beste Vorurtheile. Er hatte schon vorher obenhin gehört, daß die Christen, die ungereimteste Dinge glaubten, besonders war ihm von den benachbarten an dem Fluß Zaire wohnenden Portugiesen erzehlt worden, daß dieselbe drey Götter, und noch oben drein eine Mutter Gottes verehrten, daß sie den einen für den Vater, den andern für den Sohn, und den dritten für einen Geist aus beyden ausgäben, von dem zweyten aber glaubten, er seye ihrentwegen Mensch worden, und nachdem er verschiedene Jahre auf der Erde gelebet, so seye er auch ihnen zu gut hingerichtet worden, seye aber wieder bald darauf lebendig worden, und gen Himmel gefahren, und daß sie demohngeachtet noch immer sein Fleisch zu essen, und sein Blut zu trinken bekämen, ja noch weiters, daß ihre Priester ein Particulgen Brod, so oft es ihnen beliebte, in seinen Leib verwandeln könnten. Diese Dinge, die der Caplan von

allen

allen Christen nicht ganz ablehnen konnte, vermogte der Prinz mit seiner damaligen Kenntniß und Principien nicht zu reimen. Indessen hatte er sich doch gehütet, dem Caplan seine Zweifel zu erkennen zu geben, um ihn nicht zu beleidigen, und die Annehmung der christlichen Religion noch in das weite, bis zu seiner Ankunft in England zu spielen. Da der Caplan sahe, daß er bey dem Prinzen in dieser Sache nichts vermogte, so steckte derselbe sich hinter den Commendanten, und seine Gemahlinn. Dieser griffe die Sache auf der politischen Seite an. Er stellte dem Prinzen vor, daß wenn er in England ohne ein Christ zu seyn ankäme, man ihn würde gleich andern Africanern unter die Barbaren zehlen, und zu Leuten von der untersten Classe rechnen, er würde dadurch des Umgangs mit Vornehmen und auch Gelehrten entbehren müssen. Er könnte die christliche Religion in England noch besser prüfen, als worzu er allda bessere Zeit, Mittel und Gelegenheit hätte, und wenn ihme hernach die Wahrheit derselben nicht einleuchten wollte, so könnte er glauben, was er wollte, vor jezt aber seye es rathsam, daß er sich hierzu bekenne. Auf diese Vorstellung entschloße sich der Prinz, daß er sich wollte taufen lassen, dessen Begleiter Saidi und

Lopez, die jede Gelegenheit ergriffen, sich bey dem Commendanten gefällig zu machen, entschlossen sich ebenfalls mit Freuden hierzu, ob ihnen gleich noch nicht einmahl das wesentliche dieser Religion war beygebracht worden. Kurz, sie wurden alle nach wenig Tagen getauft. Der Prinz, der vorhero in dem Fort der Graf von Loango genennet wurde, erhielte den Namen Richard, welchen der Commendant, der nebst seiner Gemahlinn die Taufzeugen waren, führete. Ich übergehe die Feyerlichkeiten, die bey diesem Actu in dem Fort angestellt wurden, nur bemerke ich, daß von diesem Zeitpunct der Prinz der Graf Richard genennet wurde, und unter diesem Namen werde ich ihn hinfort in der Folge dieser Geschichte aufführen, bis er wieder in sein Vaterland retournirt seyn wird. Die andere erhielten auch christliche Namen, jedoch wurden sie hinfort nur mit ihren Beynamen im Fort genennet, der eine der Ritter Saidi, und der andere schlechtweg Lopez. Man kann sicher behaupten, daß Handlungen, jemehr solche mit Ceremonien, oder Solennitäten verknüpft, desto mehr sich dem Geist des Menschens imprimiren, und daß das Andenken hievon nicht so leichtlich und bald verschwinde. Hier äusserte sich solches bey dem Grafen. Er war mehrere

Tage nach seiner Taufe stets niedergeschlagen. Er stellte sich vor, daß er einen großen Fehler begangen hätte, und glaubte, daß er durch den Uebergang von einer wahren, und Gott wohlgefälligen Religion zu einer entgegen gesetzten, sich schwer versündiget hätte. Dieses verursachte ihm große Unruhe in seiner Seele. Man sahe es ihm an, und befragte ihn nach der Ursach, allein er schrieb solche seinem erlittenen Unfall in seinem Vaterland zu. Man suchte ihm Veränderungen zu machen. Allein die beste erfolgte, da kurze Zeit drauf ein Retourschiff aus Bombay, der Adler genannt, in dem Gambia einlief, welches nach eingenommenen Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, seinen Lauf nach England weiter fortsetzen wollte. Der Commendant hatte den Grafen schon lange auf eine solche Gelegenheit vertröstet, um ihn nach England zu senden, indem er es auch vor sich nicht dienlich hielte, ihn länger bey sich zu behalten. Er redete dahero mit dem Capitaine des Adlers wegen der Fracht, und dieser ließ sich sehr willig finden, den Grafen mit den Seinigen nach London mitzunehmen. Der Graf war hierüber äusserst vergnügt von diesem Ort, wo ihm öfters die Zeit lang worden, wegzukommen. Ehe aber derselbe noch abreisete, bat sich sowohl der

Commendant, als dessen Gemahlin etwas von ihm aus. Der erstere verlangte die 35 Pfund Gold, so sie mit gebracht, gegen englische geprägte Münze, dessen Gemahlin aber seinen schon beschriebenen Fetisch. Aus dem erstern machte der Graf keine Schwierigkeit. Da der Commendant vor seine Bewirthung nichts verlangte, so nahm er sein Offert, ihm vor jedes Pfund 40 Guineen zu zahlen, an, obgleich solches dem Werth nach etwas mehreres betragen hätte. Allein seiner Gemahlin wollte er den Fetisch nicht lassen. Er entschuldigte sich damit, daß er solchen zum Andenken seiner vorher gehabten irrigen Religion, und sodenn ihrer Person besonders, daß er auch durch ihre Vorsorge und Zureden zu einer bessern gekommen, behalten wolle, und damit war die Dame zufrieden. (5) Endlich erfolgte der Tag der Abreise. Nachdem sich der Graf bey dem Commendanten und dessen Gemahlin vor alles Gute bedankt, und an dessen Kindern und Domestiquen noch 50 Guineen verschenket, so gieng er mit sei-

---

(5) Man hätte diesen Fetisch jener Dame schon gerne hier überlassen mögen. Da aber derselbe noch in der Folge der Geschichte Wunder gewürket; so hat man ihn noch beybehalten müssen.

seinem Gefolge den 1ten September 1766 an Bord, und Tags darauf wurden die Anker gelichtet, und die Fahrt mit günstigem Wind angetreten. Unterwegs begegnete ihnen nichts merkwürdiges, und sie kamen 4 Wochen drauf, glücklich und wohlbehalten in London an. Der Commendant im Fort James hatte ihm drey Empfehlungsschreiben mitgegeben. Eines an seinen Bruder, den Lord Siffry, das andere an seinen Schwager, den Aldermann Boltron, und das dritte an die Directeurs der Handlungs-Compagnie. Nachdem er seine Fracht bezahlt, und das Bord verlassen, so verfügte er sich mit dem Saidi und Lopez zu dem gedachten Aldermann, und übergab diesem das an ihn gerichtete Schreiben. Dieser nahm ihn hierauf freundlich an, und offerirte ihm das Logis in seiner weitläuftigen Wohnung, gleichwie auch alles mögliche, so er vor ihn thun könnte. Der Graf nahm solches dankbarlich an, und ließ seine Equipage in dessen Wohnung bringen. Tags darauf begab er sich auch zu dem Lord Siffry, der ihn ebenfalls sehr freundlich empfing, und ihn alles gutes versicherte. Bald darauf überreichte er auch das dritte Schreiben den besagten Directeurs, wohin ihn der Aldermann begleitete. Diesen war in gedachtem Schreiben angerathen, dem Grafen mit

allen Ehren zu begegnen, und da er wahrscheinlich noch in der Zukunft den Tombutischen Thron besteigen, und ein Herr von verschiedenen an dem Gambiastrom liegenden ansehnlichen Ländern werden dürfte, daß man ihn besonders in dem Christenthum und andern Wissenschaften, noch weiters unterrichten lassen mögte, damit unter seiner vermuthlichen Regierung die Völker jener Lande mehr gesitteter und zum Handel dienlicher gemacht, die Compagnie aber selbst alle Vortheile und Unterstützung von ihm zu erwarten haben mögte. Dieses war ungefähr der Inhalt des lezten Schreibens. Die Directeurs befragten hierauf den Grafen, ob er kein Vermögen mitgebracht, und als er ihnen eröfnete, daß er noch eine Baarschaft von 1200 Guineen besäße, so beschlossen sie ihn auf eine Universität reisen zu lassen, damit er allda den Studiis und Wissenschaften obliegen, und durch den in London herrschenden Luxum nicht verführt, somit ihre Hofnung so ihnen von demselben war gemacht worden, nicht vereitelt würde, und glaubten, daß er mit jenen 1200 Guineen einige Jahre könnte auskommen, wo man denn nach Umlauf dieser Zeit erwarten müste, was indessen in seinem Heimath vorgefallen, oder was weiter mit ihm anzufangen wäre. Man bedeutete

dem Grafen diesen Schluß, und nichts war ihm erfreulicher, als diese seine Bestimmung. Sie war eben nach seinem Wunsch und Geschmack, und nachdem er sich 14 Tage in London aufgehalten, und bey dem Lord Siffry sowohl, als dem Aldermann Boltron alle Ehren- und Freundschaftsbezeugungen erhalten, so trat er die Reise in Gesellschaft des Saidi und Lopez nach Oxford an, als welches der Ort war, den ihm die Directeurs angerathen. Er war besonders an den Professor Philosophiä Onbridge recommendir, der denn auch auf das beste für ihn zu sorgen versprach. Er miethete sich eine Wohnung, und nahm noch drey englische Bediente an, davon der eine die Stelle eines Kochs vertrat, und führete seine eigene Oekonomie. Hier will ich nun den Leser nicht ermüden, daß ich ihm den Cursum academicum von dem Grafen weitläuftig beschreibe. Ich will nur anmerken, daß der Graf sich hier 5 Jahre aufhielt, und in solcher Zeit so fleißig studierte, daß er nicht allein verschiedener Sprachen mächtig wurde, sondern es auch besonders in den philosophischen Wissenschaften soweit brachte, daß er, ohne sich darum zu bewerben, zum Doctor Philosophiä creirt wurde. Logik, Metaphysik, desgleichen Physik und Historie waren seine Lieblings-Studien, und

da er mit den vortreflichsten natürlichen Talenten versehen war, so fiel ihm die Erlernung dieser Wissenschaften nicht schwer. Hiernächst, da sich auch in obbesagten 5 Jahren seine Glücksumstände, wie ich gleich anführen werde, verbesserten, so hatte sich derselbe auch eine auserlesene Bibliothek angeschaft, die ihn an 500 Pfund Sterling zu stehen kam. Er war auch Willens sich noch länger in Oxford aufzuhalten, wenn solches gewisse Vorfälle in seinem Vaterland nicht verhindert hätten. Sein Freund Saidi hingegen legte sich auf die französische Sprache, reiten, tanzen und fechten, und ausser diesem gieng er den Galanteriehändeln nach; Lopez aber divertirte sich nur in den Gasthäusern und Schenken, und war gern, wo es lustig zugieng. Es ist nöthig, daß ich den Leser wieder einen Blick zurück in das Reich Tombut thun lasse. Daselbst giengen nun, während der Graf sich zu Oxford aufhielte, wichtige Dinge vor. Es war noch nicht völlig nach der Flucht des Grafen ein Jahr verflossen, als ein Schlagfluß dem Leben, und der Regierung des Königs Odao ein Ende machte. Nach seinem Tod folgte ihm in Gemäsheit seiner gemachten Verordnung auf den Thron sein zweyter Prinz Nenno. Dieser, anstatt wie sonsten kluge Regenten bey der Antre-

tung der Regierung eines Landes thun, er sich durch Gnadenbezeugungen bey dem Volk, und bey den Großen desselben hätte beliebt machen sollen, verfiel auf das Gegentheil. Das erstere, was er verrichtete, so ein allgemeines Murren und Mißvergnügen verursachte, war, daß er seinen Vater ließ unter den Hauptfetisch der Residenz, welches, wie schon gedacht, ein in der Ebene nächst vor der Stadt gelegener Palmbaum war, begraben, und dabey publiciren, daß dieser nach der Sprache der Europäer als ein Heiliger zu Gott gekommen, und daß man ihn daselbsten um eine Vorbitte anrufen, und verehren solle, welches dem Volk um so mehr mißfiel, da dieses eines theils noch nicht geschehen, andern theils aber Odao, als ein grausamer Tyrann, der vieles Menschenblut unschuldig vergossen, bekannt war. Zudem kam, daß die Mulats dem Volk die Meynung beygebracht, daß die Seligen unter diesem Palmbaum öfters zusammen kämen, und sich mit tanzen und springen lustig machten. Man glaubte also, daß dieselben hierdurch vertrieben, und daß ihr Abmarsch für das ganze Land von traurigen Folgen seyn würde. Was aber das meiste war, womit sich der neue König bey der Nation verhaßt machte, war weiter dieses, daß er wider alle Gewohnheit seiner Vorgänger, den

Ha-

Harem seines Vaters beybehielte, und zwar wohl einiges Frauenzimmer, so ihm nicht gefiel, daraus entließ; hingegen aber dasselbe durch gewaltsame Hinwegnehmung der schönsten Frauen und Töchter des Lands, das besonders die Großen betraf, ansehnlich recroutirte und vermehrte. Alles dieses würde zur Folge gehabt haben, daß schon in den ersten Monaten seiner Regierung das Volk gegen ihn rebellirt haben würde, wenn nicht seine Mutter, die Königin Edige, solches noch in Zeiten durch ihre Klugheit verhindert hätte. Diese hörte von allen Seiten das Mißvergnügen, und wie solches, da Nenno schon einige, die dasselbe allzulaut äusserten, am Leben strafte, nur dadurch vermehret worden. Sie rieth also ihrem Sohn, sie zur Mitregentin anzunehmen und solches öffentlich publiciren zu lassen. Hierdurch würde das Volk eine Aenderung und Verbesserung der Regierung erwarten, und sich noch ruhig halten. Hiernächst sollte er seinen Vater anderswohin begraben, und den Fetisch wieder reinigen lassen, besonders aber den Großen ihre geraubte Weiber und Töchter wieder zurück geben. Dieses waren nun vor den Nenno harte Puncten, jedoch, da sie von seiner Mutter herkamen, und er selbst die Gefahr, die ihn bedrohete, von allen Seiten hörete, so

befolgte er alle diese Stücke ohne Anstand, und beruhigte dadurch das Volk wieder einigermaßen, ob gleich das Mißvergnügen mit ihm nicht völlig gehoben ward. Bey diesen Umständen machte ihm seine Frau Mutter bekannt, daß sein Bruder noch lebe, und sich in England gesund und wohl befinde, daß es aber sehr rathsam wäre, denselben ferner in der Fremde zu halten, und ihn mit den nöthigen Geldsummen zu unterstützen, anders, wo er nach Haus kommen sollte, es um ihn geschehen, und das Volk denselben augenblicklich auf den Thron erheben würde. Nenno erschrack über diese Nachricht. Denn würklich glaubte er, wie das ganze Volk, Tibo seye, da er auf seiner Flucht über den Gambia setzen wollte, in einem Canoe umgeworfen worden und ertrunken. Dieses Gerüchte hatte der Alcaide mit allem Fleiß unter das Volk gebracht, damit der Prinz Tibo von allen fernern Nachforschungen befreyet seyn sollte. Nenno wurde von seiner Frau Mutter desfalls noch mehr überzeugt, da sie demselben eigenhändige Schreiben von seinem Bruder aus England vorzeigte, welche sie insgeheim unter der Vermittelung des Commendanten im Jamesfort, und durch den englischen Factor in Tombut erhalten, als welche beyde die Correspondenz zwischen Mutter

ter und Sohn unterhielten, wobey der Alcaïde auch von seinem Sohn von Zeit zu Zeit Nachricht erhielte. Der König sahe bey so gestalten Sachen wohl ein, so dumm er sonsten war, daß der Rath seiner Frau Mutter, seinen Bruder entfernt zu halten, vor ihn sehr heilsam wäre. Er bat also dieselbe alle Sorge anzuwenden, damit es seinem Bruder auswärts an den nöthigen Geldern nicht fehlen, und er dadurch veranlasset werde, nach Hause zu kommen. Nun war die königliche Schatzkammer erschöpft, daß man daraus nicht konnte eine ansehnliche Summe nehmen. Die Königin that dahero den Antrag eine gewisse Anzahl Sclaven, womit die Gefängniße des Königreichs, Jahr aus Jahr ein, angefüllt, an die Engländer zu verkaufen, und den Erlöß durch dieselbe an den Prinzen zu übermachen. Dieser Anschlag wurde von dem König angenommen. Es wurden 500 Sclaven nach dem Jamesfort transportirt, und allda an die Engländer den Kopf vor 10 Pfund Sterling verkauft. Fünf und zwanzig wurden noch neben her an den Commendanten verschenkt, und die vor jene 500 Köpfe herausgekommene Summe durch diesen an den Prinzen übermacht. Dieser Transport wurde nun verschiedene Jahre durch continuirt, und der Prinz in England

mit

mit den nöthigen Geldsummen unterhalten; aber eben hierdurch wurde auch zugleich der Grund zu des Königs Nenno Untergang und zu dem Glück des Prinzen Tibo gelegt. Die Commissarien, die die Sclaven nach dem Jamesfort führten, brachten niemahlen kein Geld davor zurück, und verwunderten sich hierüber, warum ihr Monarch dergleichen ansehnliche Geschenke an die Engländer jährlich machte, da sie sonsten nicht den geringsten Vortheil errathen konnten, den er dafür zu genießen haben könnte. Bey einem abermahligen Transport geschahe es, daß sie hinter dieses Geheimniß kamen. Denn obgleich der Commendant jährlich ein Geschenk an Sclaven erhielt, nicht allein die Gelder vor den Prinz Tibo nach England zu übermachen, sondern auch die Sache gegen die Tombutische Commissarien zu verheimlichen, so war es doch in dem Jamesfort fast bey allen bekannt, und man machte zulezt nichts heimliches mehr daraus. Die Abgeordnete hörten also daselbsten von einigen Officiers und Kaufleuten zu ihrem grösten Erstaunen, daß ihr Prinz noch frisch und gesund in England lebe, und daß das Geld aus dem Erlöß der Sclaven für ihn gemünzet seye. Kaum kamen sie nach Hause, so breiteten sie die Nachricht davon aus. Allein sobald solches der König hör-

hörte, ließ er ein Edict ausgehen, des Inhalts, daß bey Lebensstrafe niemand etwas davon reden soll, und daß die Engländer aus besondern Ursachen die falsche Nachricht von dem Leben des Prinzens aussprengten. Hierauf wurde es zwar wieder etwas stille; allein der König konnte doch die heimliche Gespräche, noch weniger die Gedanken des Volks hievon unterdrücken, weilen es bey demselben ein res voti war. Man wurde vielmehr begieriger, den rechten Grund von der Sache zu erfahren, und hierzu gab nun folgendes um so mehr Anlaß. Der König hatte unter andern die Tochter des Generals en Chef von der Armee auch zu seiner Gemahlin angenommen, und mit ihr einen Prinzen erzeugt. Diese Gemahlin wurde beschuldiget, daß sie an dem Könige eine Untreue begangen, und daß der Prinz nicht von ihm herrühre, und ohne die Sache gehörig untersuchen zu lassen, ließ derselbe sie, zusamt dem Prinzen hinrichten. Hierüber wurde besagter General zum äussersten aufgebracht und zur Rache verleitet. Er redete mit einigen vertrauten Generals; daß es nöthig wäre, sich um das Schicksal des Prinzen Tibo, und ob er noch am Leben, genauer zu erkundigen, und daß ich es kurz melde, man wurde einig, 2 Officiers aus dem Reich Madingo, welches näher

an dem Jamesfort gelegen, unter dem Vorwand, daß sie eine Reise nach ihrem Vaterland machten, nach besagtem Fort zu senden, welche sich bey dem Commendanten um jenen Gegenstand sicher erkundigen sollten. Diese kamen auch in der Stille glücklich im Fort an. Der Commendant, welches nicht mehr der Obrist-Lieutenant Telton war, hielt anfänglich wegen seinem Privatnutzen mit der Sprache an sich, doch endlich zog er den Vortheil seiner Compagnie seinem eigenen vor, zumahlen seit einigen Jahren die Franzosen auch anfiengen auf dem Gambia Handel zu treiben und den Engländern großen Abbruch zu thun. Er glaubte, wenn der Prinz Tibo zur Regierung gelangte, so würde er die Engländer auf alle Art begünstigen, und ihnen in seinen Landen den Handel mit Gold, Elfenbein, Sclaven, Pfeffer rc. und andern Landesproducten allein überlassen. Er erzehlte also den Officiers den ganzen Hergang der Sache, und vergaß auch nicht der Treue, so der Alcaide dem Prinzen erwiesen, so wie, daß dessen Sohn sich noch jezt bey ihm befinde. Man gab ihnen verschiedene Briefe, die der Prinz an den Commendanten geschrieben. Kaum hörten und sahen sie solches, als sie auf Adlersflügeln nach Haus eil-

ten, und dem General en Chef alles entdeckten. Dieser ließ hierauf abermahls die Generals insgeheim zu sich kommen, und nachdem er ihnen vorgestellt, wie unwürdig Nenno des königlichen Throns seye, und alle seine schlechte Thaten der Reihe nach hererzehlt; so wurde einmüthig beschlossen, den König Nenno zu masacriren, und den Prinz Tibo zum Könige auszurufen, als welchem ohnehin das Scepter des Reichs vermög seiner Erstgeburt gebühre, und dieser Anschlag sollte des andern Tags ausgeführt werden. Man wurde einig der verwittibten Königin auch davon Nachricht zu ertheilen, so wie die Officiers von der Garde hierzu zu ziehen. Wie alles beschlossen wurde, so wurde es auch ausgeführt. Des andern Tags frühe begaben sich die Conföderirte 50 an der Zahl in die Zimmer der Königin und eröfneten ihr das Vorhaben. Die Königin fieng an zu weinen, endlich erklärte sie, daß sie mit allem wohl zufrieden, nur bat sie vor das Leben des Königs Nenno. Dieses wurde ihr zugesagt. Ein jeder Officier ritte hierauf zu seinem Corps. Man besetzte alle Posten in der Stadt, und eilte zugleich sich der Person des Königs zu versichern. Dieser wurde in seinem Harem arretirt, und darauf 12 Meilen von Tombut auf eine Bergve-

stung gefänglich abgeführt, sofort aber der Prinz Tibo in der ganzen Stadt unter Trompeten und Paukenschall zum Könige ausgerufen, so wie der alte Alcaide zum Vice-Roi bis zu seiner Ankunft proclamirt. Hier muß ich nun meine Feder niederlegen, weilen ich nicht vermögend bin, das Frohlocken des Tombutischen Volks gehörig zu beschreiben. Trunken vor Freude fiel solches in eine Art von Wahnwitzigkeit, ja ich mag wohl sagen in eine Wuth. Fenster und Thüren wurden eingeschlagen, die Gefängnisse eröffnet, wo die Gefangene und Sclaven heraus stürzten, und vor Freuden wie rasend durch die Stadt liefen. Die Luft erthönte von einem Vivat zum andern. Alles schrie, es lebe der König Tibo. Die Alten weinten, und die kleine Kinder tanzten und sprungen. Ein jeder bezeigte seine Freude so, oder auf eine andere Art. Da sich von dem Lande eine fast unzehlige Menge Volks nach und nach in der Stadt einfand, und an den Lustbarkeiten Antheil nahm, so wurde man zulezt gezwungen, durch das Militaire um Mord und Todschlag zu vermeiden, den Freudenbezeugungen ein Ende zu machen, und jedermann zur Ruhe zu verweisen. Hier darf ich auch des alten Alcaide nicht vergessen. Dieser, der von dem Vorgang noch nichts

wuste, und den Tumult, dabey aber auch seinen Namen nennen hörte, glaubte bey dem ersten Geschrey, daß das Geheimniß mit dem Prinzen Tibo, daß er ihm fortgeholfen, seye entdecket worden, und daß er würde zur Strafe gezogen werden, und da er sich eben verbergen wollte, trat die Generalität, samt den Großen des Hofs in seine Wohnung und eröfneten ihm, die ihm übertragene Stadthalterschaft des Reichs. Allein dieser Alte konnte die Größe dieses Wechsels nicht ertragen. Er fiel in eine Ohnmacht. Doch brachte man solchen bald wieder zu sich, und indem er nach Hof in den königlichen Pallast fahren sollte, so hörte er auch sein Vivat aus dem Munde vieler Tausenden. Das Volk trug ihn beynahe auf den Händen in das Schloß. Die verwittibte Königin umarmte ihn, und bedankte sich öffentlich für die Liebe und Treue, die er an ihrem Sohn erwiesen, und alle Großen bezeugten ihm ihre Ehrerbietung. Wer sich kann natürlich vorstellen ein Volk, das bisher von einer despotischen oder sultanischen Regierung tyrannisch unterdrückt, und unvermuthet mit der Hofnung belebt worden, unter einen Titum, oder Antonin zu kommen, der wird sich über die Größe der Freudenbezeugungen bey diesem Volk nicht verwundern.

Es wurde hierauf im Staatsrath beschlossen, daß eine ansehnliche Deputation alsbald nach England abgehen sollte, den neuen König abzuholen. Hierzu offerirten sich nun der General en Chef, und der Minister der auswärtigen Geschäften. Diese erhielten sodenn die Ordre durch das Reich Madingo zu reisen und die daselbst vorfindliche 8000 Jalofter, als welche das Jahr vorhero in dieses Reich eingefallen, geraubt und geplündert, was sie nur bekommen konnten, hierüber aber zu Gefangenen gemacht worden, an die Engländer zu verkaufen, um die nöthige Reisegelder zu bekommen. Diese säumten auch nicht lange, und traten die Reise würklich an. Hier muß ich aber dem Leser mit Bedauren voraus sagen, daß das Schicksal noch nicht zugeben wollte, daß dieses Volk nach seinen Wünschen seinen neuen König sobald sollte zu sehen bekommen. Ich will mich wieder zu ihm nach England wenden. Kaum gieng die jezt beschriebene Revolution in Tombut vor, so fuhr aus der englischen Factorie daselbst eben eine Chaluppe nach dem Jamesfort ab. Der Factor berichtete diesen Vorfall an den Commendanten mit allen Umständen, und wie dieser das Schreiben erhielt, so sollte in dem Augenblick auch ein Retourschiff nach England abgehen. Er

benutzete also noch in der Geschwindigkeit diese Gelegenheit, und schrieb sowohl an den Grafen, als an die Directeurs den ganzen Hergang. Vier Wochen drauf, da der Graf eben in seinem Studierzimmer meditirte, und sich über die Beschaffenheit des Lichts den Kopf zerbrach, kam eine Estaffette aus London, und brachte ihm jenen Brief von dem Commendanten, so wie auch ein Gratulations-Schreiben von den Directeurs zu der zu seinem Glück vorgefallenen Veränderung. Der Graf als ein großer Philosoph, las beyde Schreiben unerschüttert. Saidi kam bald darauf, um zu vernehmen, was sein Herr für Briefe bekommen, erhielt aber keine bestimmte Antwort, und merkte auch an dem äusserlichen des Grafen keine vorgefallene wichtige Veränderung. Des Nachmittags gieng der Graf mit Saidi spazieren, und befahl ihm im Nachhausgehen, einige Wagens auf der Post zu bestellen, indem sie Morgen nach London abfahren wollten. Saidi wollte die Ursach wissen, und hier gab er ihm endlich die Briefe zu lesen. Dieser, der so lang aus seinem Vaterland und von seinen Eltern entfernt war, konnte vor Freuden kaum auf seinen Füßen stehen bleiben, und wuste nicht, was er vorbringen sollte. Der Graf aber suchte diese schnelle Bewegungen bey ihm

zu

zu mäßigen, er eröfnete ihm, daß man noch nicht wüste, ob es nicht untergeschobene Briefe seyen, in London würde man solches erst sicher erfahren. Als sie zu Hause angekommen, wurden sogleich alle Anstalten zur Abreise gemacht. Der Graf nahm noch von einigen guten Freunden Abschied, und des andern Tags reisete er in 2 Wagen nach London, und da er nebst Saidi und Lopez noch 3 Bediente, einen Koch, einen Kammerdiener und einen Laufer hatte, so hinterließ er die 2 leztere, um mit seinen übrigen Sachen nachzukommen. Er kam auch 2 Tag drauf glücklich in London an. Seinen ersten Besuch machte er bey dem Lord Siffry, an den er von dessen Bruder, der immittelst gestorben war, ehedem recommendirt gewesen. Der Lord, der von seinem Glück schon Nachricht hatte, empfieng ihn mit allen Ehrenbezeugungen, und lud ihn zur Mittagstafel, und da der Graf auf vieles Bitten solches annahm; so erfolgte hier wieder ein Auftritt, der in dessen Geschichte die wichtigsten Folgen hatte. Der Lord war ein Witwer, und hatte 3 Kinder, 2 Söhne und eine Tochter. Er hatte jährlich ein Einkommen von 6000 Pfund Sterling. Die Lady Siffry war etwa 22 Jahr alt, von ausnehmendem schönen Wuchs, und mit

einem eben so einnehmenden schönen Gesicht von der Natur begabt, dabey besaß sie einen lebhaften Geist, war sehr belesen, und hatte einen großen Verstand. Nur war das ihr Fehler, daß sie etwas eigensinnig, und von sich eingenommen war, und daher gemeiniglich auf ihren Meynungen hartnäckig bestand. Sie kam gegen den Grafen, von dessen Glück und edlen Character sie schon ebenfalls, jedoch ohne ihn gesehen zu haben, Nachricht erhalten, zu sitzen. Kaum hatte sie ihn betrachtet, so wurde sie im Gesicht feurig roth. Sie fühlte es selbst, daß in ihr eine Veränderung vorgieng, und wuste nicht was es war, soviel aber war sie überzeugt, daß der Graf der schönste Mensch seye, der ihr in ihrem Leben jemals vorgekommen. Anstatt daß sie sonst in Gesellschaften den Ton im Discours angab, und meistens das Wort führte, so redete sie jezt über dem ganzen Tisch sehr wenig, so daß sie der Graf bedaurete, daß mit ihrer angenehmen schönen Bildung ein so kleiner Geist vereinigt wäre. N der Tafel nahm er sie bey der Hand, und wollte sie noch etwas an einem Fenster unterhalten, aber auf alle seine Höflichkeiten erhielt er von ihr verwirrte Antworten, die ihn in seiner Meynung noch mehr bestärkten, und bald entfernte sie sich.

Ich

Ich will dem Leser noch nicht sagen, wie es ihr war. Die Folge wird es weiter entwickeln. (6) Der Lord unterredete sich hierauf mit dem Grafen wegen seiner Abreise, und da er glaubte, daß es damit noch einige Monate zugehen könnte, so offerirte er ihm seine Tafel, und bat, ihn öfters zu besuchen. Der Graf äusserte dagegen seine Dankbarkeit, und daß es ihm ein großes Vergnügen wäre, da er kein großes Geräusch in der Stadt machen wollte, mit einigen gelehrten Männern in Bekanntschaft zu kommen, und die Zeit zu passiren. Der Lord eröfnete ihm hierauf, daß würklich in der Stadt seit etlichen Wochen ein Cercle bestünde, wovon er ein Mitglied seye, wo man alle Woche zweymahl zusammen käme, und über allerley Gegenstände aus der Physik, Historie, Theologie, und auch über die öffentliche Welthändel discourirte, und daß diese Gesellschaft aus meistens sehr gelehrten und ansehnlichen Männern bestünde, und wenn es dem Grafen gefällig wäre, solchem Cercle beyzuwohnen,

(6) Schwedenburg behauptet eine Sympathie der Geister, und wer wissen will, wie der wechselseitige Einfluß beschaffen, der beliebe seine Werke zu lesen.

so wollte er ihn introduciren. Dieses war nun just nach dem Wunsch des Grafen. Er wollte auch wissen, wie man hier über verschiedene Dinge urtheilte, und da er dem Lord sein Vergnügen hierüber bezeigte, so gab ihm derselbe zu erkennen, daß des andern Tags in dem Hotel des Lords Eü:el gedachter Cercle gehalten werde, wo er denn des Abends um 5 Uhr zu ihm kommen wolle, welches denn auch der Graf zusagte. (7) Des andern Tags zur bestimmten Stunde erschien der Graf würklich bey dem Lord, und wurde von ihm in diesen Cercle eingeführt, wo er eine sehr

(7) Hier muß ich nun einige meiner Leser bedauren, daß ich von nun an durch viele Bogen eine solche Sprache führen, und solche Materien aufstellen werde, worzu ein tiefes Nachdenken erfordert wird, daß beydes nicht wird nach ihrem Geschmak seyn. Doch will ich periodisch damit verfahren und das unterhaltende nicht vergessen. Diejenige aber, denen es an Geisteskräften und Wissenschaften fehlen mögte, das nachfolgende gehörig beurtheilen zu können, bitte ich die Gütigkeit zu haben, dem obgedachten Cercle nicht beyzuwohnen, sondern alle folgende Bogen zu überschlagen, und auf den 2ten Theil dieses Werks zu warten, der sie dafür, vielleicht wieder hinlänglich, vergnügen wird.

sehr ansehnliche Versammlung antraf. Die Glieder desselben bestunden aus folgenden Personen: der Graf Sydon, die Lords Eûtel, Boron, Siffri, der Ritter Fiadant, der Ritter Umden, Hr. Lenott, Rath der königlichen Bank. Herr Bridge D. Medicinå und Physicus, Herr Lotter, einer der königlichen Hofprediger, Herr Thomas, Prediger in der Stadt, Herr Eûpen, D. Juris, der Sheriff Hobbes und der genuesische Gesandte, Marquis de Figlia. Dames waren da, die Gräfin Hontfield, die Gräfin Man, die Ladis Goerner, Hoppon, Effren, Siffri und Eûtel nebst der Gemahlin des besagten Gesandten und der Miß Birell. Alle diese Personen waren wohl belesen und in mancherley Kenntnißen und Wissenschaften gut erfahren, ausser der Miß Birell, deren einzige Stärke nur in der Poesie bestand. In der gegenwärtigen Versammlung erschien auch der Herzog von B. welchen der Lord Boron mitgebracht, und der als ein Freygeist in der Stadt bekannt war. Man hatte in der vorigen Sitzung schon ausgemacht, daß man zwar Behauptungen, die gegen die gewöhnliche Eefahrung seyen, wenn sie gehörig erwiesen worden, zulassen wollte, jedoch aber nichts, so wider die Vernunft wäre; allein man hatte sich über den Begriff, was unter der

Vernunft verstanden werden solle, noch nicht völlig verglichen. Es wurde daher der Graf Richard ersucht, seine Gedanken zu äussern, wie der Begriff von der Vernunft festzusetzen seye. (8) Die-

(8) Bekanntlich hat der Engländer Hume vorgegeben, daß Behauptungen, die gegen die allgemeine und beständige Erfahrung liefen, keinen Glauben verdienten. Wenn 10000 Menschen bezeugen, daß der Lauf der Dinge bisher beständig so und nicht anders gewesen, und einer oder zwei behaupten eine Ausnahm davon, so hat jenes Zeugnis wegen der Menge der Zeugen mehr moralischen Werth, und meritirt mehr Glauben, als das leztere. Meine Absicht leidet nicht, mich hierinnen weiters einzulassen. Nur will ich den Satz, der unsern Cercle passirt, durch ein Beyspiel aus der Erfahrung bestätigen. Die Ebbe und Fluth des Meers hält beyläufig ihre Zeit. Die allgemeine und stete Erfahrung an allen Meerufern, bis auf das mittelländische Meer, wo solche schwach empfunden werden soll, sonst an allen Küsten des Oceans, bezeuget solches. Wem aber ist nicht bekannt, daß vor verschiedenen Jahren die Fluht gänzlich ausblieben. Die englische, holländische und französische Seeorten haben solches durchgängig bestätiget. Hier ist eine Ausnahm gegen die allgemeine und beständige Erfahrung, und wer wollte solche längnen.

Dieser ließ sich hierauf folgender Gestalt vernehmen: es ist bekannt, daß fast ein jeder Gelehrter den Begriff des Worts Vernunft nach seinem philosophischen Sisteme, oder nach dem Theil der Kenntniße, den er sich nach seinen Fähigkeiten und Umständen hat erwerben können, zu bestimmen, und was gegen solches für unvernünftig auszugeben, gesucht. Da aber die Erfahrung nicht weniger an Tag gelegt, daß die gröste Gelehrte nicht ohne Fehler gewesen, und daß fast kein Irthum existirt, der nicht schon von einem Weltweisen seye behauptet, und verfochten worden, so seye es thöricht, etwas zu verwerfen, weil es dieser oder jener nach dem eingeschränkten Maas seiner Kräf-

---

nen. Die Ursach ist und bleibet unbekannt. Die renommirte Aeronauten, Mr. Blanchard, und Mr. Lunardi haben sich in ihren Schiffgen über die Wolken erhaben, und weite Reisen in der Luft gemacht. Es würde thöricht seyn, wenn man solches aus der Ursache läugnen wollte, da es bisher gegen die allgemeine und stete Erfahrung gewesen, daß Menschen, Fabeln ausgenommen, hoch in der Luft fahren und reisen können. Ich muß den Leser bitten, hierauf zu attendiren, weil in der Folge auf diesen Satz noch mehr gebauet wird werden.

Kräfte zu fassen nicht fähig gewesen. Um also Fehltritte dieser Art zu vermeiden, so hätte man einen Unterschied unter der objectiven, und subjectiven Vernunft gemacht. Unter jener verstünde man die ganze Masse aller natürlich bekannten Wahrheiten, und unter dieser die richtige Einsicht in diesen Zusammenhang. Die Vernunft, fuhr er fort, wenn ich sie als ein Werkzeug ansehe, wahres und falsches von einander zu unterscheiden, kann ihr Geschäfte nicht ohne gewisse Reguln verrichten, die sich auf andere ausgemachte Vernunft-Wahrheiten beziehen, dahin gehört, daß es unmöglich seye, daß etwas zugleich seye, und nicht seye, daß alles, was ist, warum es ist, und warum es so, und nicht anders ist, seinen hinlänglichen Grund haben müsse. Nach diesem beurtheilet sie, was wahr oder falsch, möglich oder unmöglich seye. Man könnte sich also keine objective Vernunft, ohne subjective, keine Wahrheiten, ohne einen Verstand denken, der sie fasset, ordnet, und auf andere anwendet; auch wäre alle objectivische Harmonie vergebens, wenigstens vor uns Menschen, wenn wir gar nichts davon wahrnehmen könnten, wie sie in einander gegründet, oder sich gegenseitig einschrenken und berichtigen. So seye also die Vernunft

nunft nicht der Wiederhall dieses oder jenes philosophischen Sistems, nicht die Sammlung der Einfälle eines Blödsinnigen oder Begeisterten, sondern die richtige Einsicht in den Zusammenhang aller natürlich bekannten Wahrheiten, richtige Combination, Vergleichungen und Schlüsse. Wenn also in dem Cercle beschlossen worden, nichts passiren zu lassen, was gegen die Vernunft seye, so könnte dieses nicht anders verstanden werden, als nichts zuzugeben, wovon man richtig einsehe, und mithin überzeugt seye, daß solches gegen natürlich bekannte Wahrheiten laufe und anstoße. Nachdem der Graf diese Vorstellung gemacht, so äusserte der Ritter Umden, daß man den Satz kürzer ausdrücken könnte. Vernünftig seye, was keinen Widerspruch enthalte, und gegen die Vernunft seye, was einen Widerspruch in sich schließe. Da aber doch dieses zulezt mit obigem auf eins hinauslaufen würde, so wurde beschlossen, es bey der Aeusserung des Grafen zu belassen. Nun stunde der Herzog von B. auf, und eröfnete, daß es ihm wohlgefiel, daß man in der Theorie solche Sätze aufstellte, gegen die er nichts einzuwenden, und selbst billigen müste, bedauerte aber, daß man in Praxi sich so wenig darnach richte; jedoch ehe er sich davon näher erklären wollte,

verlangte er zu wissen, ob man auch Dinge wollte zulassen, die über die Vernunft giengen, und was man denn unter leztern verstehen wollte. Der Graf R. nahm abermahls das Wort, und sagte: über die Vernunft heißt, was entweder der Vernunft unbekannt, oder aus vernünftigen Gründen und bekannten Wahrheiten nicht erweislich seye. Es würde also dadurch nicht verstanden etwas unvernünftiges, oder das der Vernunft entgegen seye. Ob in dem Sonnenkörper vernünftige Kreaturen, oder in welchem Verhältniß dieselbe in Absicht der Vollkommenheit mit den vernünftigen Einwohnern unserer Erde stehen, ist der Vernunft unbekannt, und kann dermahlen aus vernünftigen Gründen, und bekannten Wahrheiten nicht dargethan werden. Er hielt also davor, daß ein Mensch eben so wenig etwas behaupten könnte, was über die Vernunft, als was gegen die Vernunft seye, es seye denn, daß er von dem erstern durch übernatürliche Wege eine Kundschaft erlangt hätte, wo denn diese Wege erst zu erweisen wären. Denn daß Gott durch Visionen einem Menschen etwas offenbaren könnte, seye absolute möglich, eine andere Frage aber wäre, ob jene Wege nach der Analogie der göttlichen Regierung zu vermuthen, und würklich wer-

werden, wo denn dieses leztere einer weitern Ausführung und Beweises bedürftig seye. Nun gut, erwiederte der Herzog, warum bleibt man denn nicht in der Psychologie, und in der Theologie bey diesen Principien? Warum nimmt man Dinge an, die theils über die Vernunft, theils gegen solche laufen, und formirt daraus ein Religions-Gebäude? Man ersuchte ihn, er mögte sich weiter, und deutlicher erklären. Er antwortete: es wäre bekannt, daß man den Menschen aus zwey Theilen, Leib und Seel, bestehen lasse. Diesen Unterschied, ob er gleich mehr idealisch, als reell wäre, wolle er zugeben, in sofern man durch den Leib den gröbern, durch die Seele aber den feinern Theil, der in dem Menschen denke, verstünde, und so ließ er auch den Sprachgebrauch zu, wenn man den leztern einen Geist nenne, in soweit man auch dadurch ein feines, subtiles, und unsichtbares Wesen beziehle; aber daß beyde Theile wesentlich von einander unterschieden, daß die Seel immaterielle, ein ens Simplex, eine Monas seye, das läugne er. Es seye gegen natürlich bekannte Wahrheiten, in specie gegen die Erfahrung, und mithin gegen die Vernunft. Er hielte also die Seele für einen Theil des Körpers, der besonders in dem Gehirne anzutreffen, und

durch einen mit unendlicher Kunst hervorgebrachten Bau und Einrichtung zum denken fähig seye. Die Theile, woraus dieser Bau zu Stande gebracht worden, kämen in Absicht ihrer Feinheit, einer solchen feinen Materie bey, wovon die Menschen keine sinnliche Vorstellung haben könnten, da ihre Feinheit mit ihrer Sinnlichkeit in keinem Verhältniß stünde. Der Bau der Seelen, wovon man sich also keine Vorstellung machen könnte, weil solcher nicht in die Sinnen fiele, seye so beschaffen, daß der Mensch denken könnte. Aus diesem fließe nun, daß sie ein Theil des Körpers seye, und mit dem Körper entstünde, und mit solchen untergienge. Die Lady Effren ließ den Herzog nicht weiter reden, und sagte, sie höre wohl, daß solcher ein Materialist seye. Nun seyen die Materialisten schon längst widerlegt. Man seye überzeugt, daß der Materie das Denken widerspreche, und der Herzog mögte also seinen Satz deutlich erweisen. Dieser antwortete, daß solches Verlangen billig seye, jedoch würde die Lady auch von der Güte seyn, indem sie die Seele für immaterielle ausgäbe, solches zu beweisen. Die ganze Versammlung billigte dieses, und that den Ausspruch, daß ohne hinlänglichen Beweis nichts gelten soll. Der Herzog fieng hierauf

auf folgender Gestalt an zu reden: die grösten Psychologen, die die Seele für immaterielle erklärten, gestünden selbst ein, daß dieselbe nicht wüsten, was sie in sich, und als ein reiner Geist seye. Nachdem man durch eine Reihe von Jahrhunderten sie so groß, als den Leib seyn lassen, so seye solche jezt bey den neuern bis zu einer Monade eingeschrumpfen, welcher man eine Stelle im Gehirne angewiesen. Hier hätte man wieder keinen schicklichen Plaz für sie finden können, indem einige sie in dem callösen Körper des Gehirns, andere aber in dem länglichten Hirnmark wollten wohnen lassen, wohingegen wieder andere seyen, die da behaupteten, man könnte derselben keine bestimmte Stelle anweisen, sondern nur soviel sagen, daß sie im Gehirne ihren Siz hätte. Die grösten Seelenlehrer seyen auch in Absicht ihrer Vereinigung, als einer einfachen Substanz mit einem Körper im Streit, und wüsten diese Vereinigung nicht zu erklären. Sie hätten zwar verschiedene Hypothesen zu dem Ende ersonnen, aber eine jede derselben laborire an ihren eigenen Schwierigkeiten. Nehme man die Psychologien der berühmtesten Philosophen zur Hand, so fände man, daß der eine die Hypothese des andern verwerfe, und als unstatthaft beweise, während,

daß der andere das Jus Talionis wieder gegen den erstern gebrauche. Sie hätten in ihren Metaphysicken Sätze aufgestellet, und auch nach ihrem Vorgeben erwiesen, die sich allem Einwürken einer einfachen Substanz in eine zusammengesezte, und vice versa entgegen stellten, und gleichwohl müsten doch die meisten zulezt auf einen Influxum physicum verfallen, den ihnen die Erfahrung alle Augenblick so deutlich vorhalte. Hiernächst so mache ihnen auch die vorgegebene Immaterialität der Seelen, in Rücksicht ihrer Fortpflanzung viel Kopfbrechens. Hier seye wieder keine Einigkeit. Einige behaupteten eine Präexistenz, andere seyen auf eine Creation verfallen; hingegen wieder andere, worunter auch viele Theologen zu zehlen, hätten den sogenannten Traducem erwehlet, und seyen daher Traducianer genennet worden, hauptsächlich aus der Ursach, damit sie dadurch die Fortpflanzung der Erbsünde desto begreiflicher erklären könnten. Was sollte man also von diesen verschiedenen Meinungen, Hypothesen und Strittigkeiten der Philosophen und Seelenlehrer halten. Gewiß nichts anders, als daß dieselbe, indem sie die Seele vor immaterielle erklärten, selbst nicht wüsten, was solche seye, vielweniger, wie sie ihre Entstehung, und

in specie ihre Vereinigung mit dem Leibe erklären sollten. Welcher vernünftiger Mensch wollte also diesem Gemengsel von Meinungen und Erklärungsarten Glauben beymessen, welches blos daher entstünde, daß jene das Vorurtheil von einer immateriellen Seele beybehielten, welches auf allen Seiten mit den grösten Schwierigkeiten verbunden, woraus sie sich nicht zu helfen wüsten. Nehme man noch endlich hinzu, daß selbst die neueste Philosophen und Metaphysicker hiesigen Lands wegen dieser Immaterialität nicht einig seyen, indem, da einige derselben, als **Reid**, **Beattie** und **Oswald** die Seele für eine einfache Substanz erklärten, wieder andere, als **Priesley** und mehrere dieselbe als materielle bewiesen und jener Gründe widerlegten, so würde es ebenfalls thöricht seyn, wenn man sich in die metaphysische Grillen, und in die speculativische Gründe und Gegengründe, die besagte Philosophen gegen einander über diesen Gegenstand aufgestellet, wollte einmischen. Ein unbefangener Mensch, der die Sache kaltblütig betrachte, bliebe bey der Erfahrung, was er sowohl in sich selbst empfinde, als an andern wahrnehme, wo er denn alsbald überzeugt würde, daß die Seele ein Theil des Körpers seye. Dieses wäre deut-

lich daher zu erweisen, daß sie mit dem Körper wachse, und wieder abnehme. So verschieden die Temperamenten und Mischungen des Geblüts seyen, so verschieden seyen auch die Denkungsarten, sogar stünde die Seele mit dem Clima in Verhältniß. Hiernächst lehre die Erfahrung, daß je bessere Speise, Pflege und Erziehung ein Mensch von Jugend auf genossen, desto feiner wäre auch seine Seele; wo aber dieses wegfiele, da verwildere sie bey einer wilden Nahrung. Solches erhelle an dem wilden Knaben, der in den Hannöverischen Waldungen auf einer Jagd gefangen worden, und bey welchem ausser der Gestalt nichts menschliches gewesen (9). Der stufenweise unterschiedene Zustand der Seele im Schlaf, im Rausche, in hitzigen Fiebern und Ohnmachten bestätige dieses noch mehr. Wo äussere hier der Geist seine vernünftige Würkungen? Schläft der Körper, so schlummere auch die Seele, oder träume höchstens.

Ist

---

(9) Dieser Knab ist nach England gebracht worden, hat ein ziemliches Alter erreicht, und ist in lezterm Jahr laut den öffentlichen Zeitungs-Nachrichten gestorben. Er war ein Gegenstand der englischen Naturforscher, und sie haben sich an ihm ermüdet, ohne, was sie gewünscht, gefunden zu haben.

Ist der Körper wach, gesund und nüchtern, so seye die Seele klug. Ueberhäufet sich der Körper mit hitzigen Getränken, so werde die Seele benebelt und albern. Wird der Körper schwer krank, so werde die Seele toll. Kommt eine Ohnmacht, so ist gar keine Seele zu merken. Da sie nun im Schlaf wenig und ohne Ordnung, im Rausche und hitzigen Krankheiten verwirrt, und in Ohnmachten gar nichts denket, so könne man auch analogisch sicher schliessen, daß wenn die Maschine des Leibs im Tode ganz zerstört wird, daß dann auch ihr Denken ein Ende habe und sie mit dem Leibe aufhöre, und zergehe. Alles dieses könnte nun niemand bestreiten, da sich solches auf offenbare Erfahrungen stütze. Bey dem allen liese er jedoch zu, daß man den Menschen in zwey Theile, Leib und Seele theilen könne, nur seye die leztere der feinste Theil des Körpers der im Gehirne besonders seinen Sitz hätte, und dessen Bau mit unendlicher Kunst gebildet, so beschaffen, daß das Resultat davon das Denken seye. Diese feinere Materie, woraus die Seele gemacht, stünde mit andern gleich ähnlichen durch den Körper ausgebreiteten Theilgen in der genauesten Verbindung, als wodurch die wechselseitige Würkungen erfolgten und zu erklären seyen. Denn die erstaunungs-

würdige Schnelligkeit der Gedanken und Bewegungen der Seelen, die Schnelligkeit der Organen und Gliedmasen des Leibs, die diesen entsprechen, schienen ja genug anzuzeigen, daß das unmittelbare Werkzeug des Denkens und des Handelns aus einem Stoffe zusammen gesetzt seye, dessen Feinheit und Bewegsamkeit alle dem gleich komme, was wir in der Natur als das feinste und thätigste wahrnehmten. Wir kennten und begriffen nichts, das feiner und thätiger seye, als der Aether, das Elementarfeuer, oder das Licht. Sollte es dem Urheber des Menschen unmöglich gewesen seyn, aus den Elementen des Aethers oder des Lichts einen solchen Bau zu verfertigen, und solchen durch eine über unsere Vorstellung gehende Einrichtung mit einer unendlichen Kunst und Weisheit so zu bilden, daß er zum Denken fähig seye; gewiß kein bescheidener Philosoph, der nicht der Unendlichkeit der Macht und Weisheit Gottes Grenzen setzen, und nach seiner beschrenkten geringen Einsicht, was solche kann oder nicht kann, bestimmen will, werde die Möglichkeit der Sache in Zweifel ziehen können. Ihre Wahrscheinlichkeit beruhe, wie er so eben gesagt habe, auf der erstaunungswürdigen Schnelligkeit der Würkungen der Seele, und der

Schnel-

Schnelligkeit der Bewegungen des Körpers, die jenen Würkungen gemäß wären. Die Eindrücke von den äussern Gegenständen eilten in einem untheilbaren Zeitpunct, von den Endungen des Körpers zu dem Gehirn, und dieses geschehe vermittelst der durch den ganzen Körper zerstreuten feinen Materie, die mit jener, woraus die Seele gebildet worden, homogene, und in Verbindung stünde; ob man diese Materie Lebensgeister, Nervensaft, Nervengeist, und so weiters nennen wolle, seye ihm gleichgeltend. Einige der erfahrensten Naturforschern in England, worunter auch Herr Lotton, hätten ihn versichert, daß sie verschiedene Erscheinungen an Menschen und Thieren wahrgenommen, woraus sie schliessen müsten, daß diese Lebensgeister eine Aehnlichkeit mit der electrischen Flüßigkeit, oder mit dem Licht hätten. Wer sich eine gehörige Vorstellung von dieser elektrischen Materie und ihren schnellen Würkungen, so wie von der Feinheit des Lichts machen könnte, der könnte vielleicht die Materie denken, woraus die Seele erbauet worden, wiewohl es seyn könnte, daß die leztere noch feiner und thätiger seye, und über alle menschliche Begriffe steige. Eben so seye es mit dem innern Bau der Seele bewandt. Müste man schon erstaunen,

wenn man den Bau eines Flohes oder Erdenwurmes, oder gar einer Milbe mikroscopisch betrachte; er wolle nicht einmal von dem menschlichen Leibe sagen, welcher eines der grösten Wunder seye; welche Kunst und Weisheit müste denn nicht in dem Bau ver Seele, zumahlen aus einer solchen feinen Materie zu finden seyn. Diese gienge über alle menschliche Vorstellungen. Der Herzog fügte noch weiters hinzu, daß er verschiedene Psychologien der berühmtesten Philosophen gelesen, sogar habe er sich aus Deutschland den Mendelsohnischen Phädon, und die Plattnerische Philosophische Schriften kommen lassen, hätte aber keine ihn überzeugende Widerlegung seiner Gründe, sondern nur Hypothesen, die auf metaphysische Speculationen hinaus liefen, gefunden. Was insonderheit den Plattnerischen Beweiß von der Einfachheit der menschlichen Seele betrift, der in seinen Aphorismen zu finden, so liefe derselbe in der Hauptsache mit dem Mendelsohnischen auf eins hinaus. **Plattner** muste selbst gestehen und festsetzen, daß die erworbene Ideen im Gehirnmark liegen, und daß diese verschwinden, in sofern jenes auf eine oder die andere Art in Unordnung oder Zerstörung geriethe; allein dasjenige, welches eine Combination der Ideen, eine

Ein-

Einsicht und Vergleichung derselben anstelle, welches diese oder jene, oder mehrere willkührlich zurück beriefe, das müste eine einfache Substanz, ein ens simplex seyn, weil es nicht begreiflich seye, wie mehrere Theile eines Dings einen solchen Actum verrichten könnten. Hier würde gewissermasen voraus gesetzt, was erst erwiesen werden sollte, daß der Materie das Denken widerspreche. Kennen denn diese Herren die Materie, woraus die Seele fabricirt worden? Kennen sie ihre Feinheit und Thätigkeit? Kennen sie insbesondere ihren Bau und dessen Einrichtung? Müssen sie nicht erstaunen über den kunstreichen Bau des menschlichen Leibs, den sie sehen und betasten können? wie groß würde ihr Erstaunen seyn, wenn sie den Bau des edlern Theils des Menschen, ich meine der Seele, einsehen und kennen könnten? Kennen sie endlich die unendliche Macht und Weisheit des Schöpfers, und wissen, was er thun und nicht thun kann? Auch die berühmteste schweizerische Philosophen, ob sie gleich für die Immaterialität gestimmt zu seyn scheinen, müsten seine Meynung indirecte bestätigen. Man sollte nur die Schriften eines Hallers, Bonnets und Tissots lesen. Sie sagen, daß die Seele ohne Körper nicht denken kann, daß die Ausübung ih-

rer

rer Fähigkeiten mehr oder weniger von dem Spiel der Organen abhange, daß die Empfindung, die Aufmerksamkeit, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, u. s. w. mit den Bewegungen der Empfindungsfiebern, und mit den besondern Bestimmungen, welche ihnen durch die Würkung der Gegenstände eingedrückt worden, in einer wesentlichen Verbindung stehen, daß sie dieselbe eine kürzere oder längere Zeit bewahren, daß Kraft derselben diese Fibern die Ideen, oder die Bilder der Gegenstände wieder erneuern können. (10) Sie sagen noch mehr, daß unzehlige Erfahrungen unwidersprechlich beweisen, daß die Einbildungskraft und das Gedächtniß von der Organisation des Gehirns abhange, daß die Wiederhervorbringung oder Zurückberufung einer gehabten Idee von der Wiederhervorbringung der Bewegungen in den Empfindungsfiebern, die für diese Begriffe besonders bestimmt sind, abhange. Wir drücken alle unsere Begriffe durch willkührliche Zeichen aus, welche das Auge oder das Ohr in Bewegung setzen. Diese Zeichen sind Buchstaben oder Worte. Diese Worte werden gelesen oder ausge-

(10) Man sehe nach Bonners analytischen Versuch, das 4, 7, 9 und 14. Kapitel.

gesprochen. Sie prägen sich also vermittelst der Gesichts- und Gehörnerven der Seele ein, oder wenn man lieber will, dem Gehirn. Wenn nun jene weiters schliessen, daß wenn die Bewegungen in den Gesichts- und Gehörfibern wieder hervorgebracht werden, daß sodann auch die Worte, die mit dem Spiel dieser Fibern verknüpft sind, zugleich mit in der Seele wieder erwecket werden, und durch diese Worte die Ideen, welche sie auszudrücken oder darzustellen bestimmt sind; so müssen sie auch unweigerlich zugeben, daß, wenn solche Fibern, die doch nicht anders als materielle seyn könnten, im Tode verwesen, sodann das Gedächtniß in welchem doch die Persönlichkeit des Menschens bestünde, so wie die Einbildungskraft und alle andere Fähigkeiten der Seele sich nicht weiters würksam bezeigen, und gänzlich cessiren müsten, das ist, daß alsdenn die Seele gleich dem Leib sterbe. Denn da ihr Leben und Thätigkeit im Denken bestünde, so würde, im Fall solches aufhörte, dieses der Tod der Seele genennet zu werden verdienen, welches denn eine ähnliche Folge, die man sich von einer materiellen Seele macht, haben würde. Denn wenn die Seele als eine einfache Substanz ohne Leben und Thätigkeit fortdauren sollte, so wäre solches eben soviel, als

die Fortdauer der Theile der materiellen Seele, die denn ebenfalls præstanda nicht mehr bey ihrer Dissolution prästiren, aber doch gleichwohl noch in rerum natura bleiben, und nicht vernichtiget würden. Würde aber jene einfache Substanz der Allmächtige wieder mit ihren gehabten Fibern, oder mit andern gleichartigen begaben, so könnte man eben so gut annehmen, daß er auch die dissolvirte materielle Seele wieder könnte zusammen setzen, und dadurch diese sowohl wie jene wieder zum Leben und Thätigkeit zurückrufen; er müste aber bedauren, daß er an einem, sowohl als dem andern zu zweifeln die gröste Ursach haben würde. Denn jene feine Gehirnfibern stünden in einer unmittelbaren Verbindung mit den gröbern, die zu den äussern Organen, Augen, Ohren, Nase, Mund und andern Theilen des Leibs reichten. Es würde also auch erfordert, daß diese in ihre vorige Gestalt gesezt, und mithin der ganze Mensch, wie er hier in der Welt gewesen, somit also auch in die zu seinem Leben gehörige vorige Verhältniße restituirt werde, welches man doch gleichwohl nicht behaupten wollte: und dieses habe er noch zum Schluß bemerken wollen, daß nemlich durch jenes Sistem eben sowohl als durch das seinige natürlicherweise,

ohne auf eine weitere Darzwischenkunft des Schöpfers zu sehen, die Hofnung eines Lebens nach dem Tode verschwinden müsse. Und hier hörte der Herzog auf zu reden, und verlangte, daß man nun seine Gründe, die er glaubte zu einer Evidenz gebracht zu haben, eben so widerlegen, und zwar nicht durch eine Kette von Syllogismen, die ein ganzes metaphysisches Lehrgebäude voraus setzten, sondern auf eine kurze, und deutliche Art. Nachdem sich der Herzog hierauf niedergesetzet, (11) so entstunden in dem Cercle große Debatten. Einige wenige fielen dem Herzog zu, und billigten seine Meynung, andere hatten bald dieses, bald jenes dagegen einzuwenden, besonders waren die Dames gegen ihn sehr aufgebracht, daß er ihnen die Hofnung zum fernern Leben und größern Vergnügungen nach dem Tode mit seiner materiellen Seele, und durch seine Vorstellungen nehmen wollte, und einige derselben, denen der Herzog als

(11) Es ist bekannt, daß in England, sowohl in beyden Häusern des Parlements, als in den königlichen Bänken und Gerichtshöfen, gewöhnlich viele Dinge durch lange Reden, wie zu Ciceronis Zeiten bey den Römern, vorgebracht, und vertheidiget werden.

als ein Freygeist schon beschrieben war, glaubten, daß seine Rede vermög dieses Namens mit lauter Nullitäten angefüllt seyn müste. Nachdem man endlich das Frauenzimmer wieder etwas besänftiget, und sich erinnerte, daß alles kaltblütig sollte angehört und geprüfet werden, so wurde man einig, ehe man jemand bitten wollte, die Gründe des Herzogs zu widerlegen, zuerst von der Entstehung des menschlichen Körpers eine genaue Erkundigung einzuziehen, und zu dem Ende den Doctor medicinæ und Physicum Bridge, ein Mitglied des Cercles, zu ersuchen, dieses zu bewürken, welches denn solcher in der nächsten Versammlung zu thun zusagte. Hierauf trat eine Bande Musikanten in den Saal, und es erhub sich ein herrliches Concert, welches die durch das abstracte Nachdenken ermüdete Geister wieder etwas erquickte. Nachdem solches nun eine halbe Stunde gedauret, so gieng der Graf Richard zu der Ladi Siffry, und bat sich die Ehr aus, sie nach Haus begleiten zu dörfen. Diese bot ihm hierauf die Hand, und er führte sie in seinem Wagen in ihre Wohnung. Die Versammlung gieng auseinander, und war auf die Fortsetzung dieser Materie sehr verlegen. Nachdem der Graf mit der Ladi nach Haus gekommen, so behielt

ihn

ihn der Lord bey dem Abendessen, wo sie denn noch verschiedenes von des Herzogs Vortrag sprachen. Die Ladi ersuchte den Grafen, den Herzog zu widerlegen, und zugleich für die Immaterialität der Seele einen Beweis zu führen, und äusserte dabey, daß wenn beydes nicht geschehen könnte, sie dann nebst noch mehrern Ursach hätte, an der Wahrheit der Religion, und an der Unsterblichkeit der Seele zu zweifeln. Der Graf entschuldigte sich in Absicht der verlangten Widerlegung und des gefoderten Beweises, mit dem Bemerken, daß noch andere da wären, die solches weit besser, wie er thun könnte; jedoch wollte er, wenn jenes geschehen, und es verlangt würde, einen evidenten Beweis bloß aus der Vernunft genommen, beydes sowohl für die Religion, als die Unsterblichkeit der Seele führen, wo er sich zum voraus schmeichelte, daß solcher sie wieder völlig beruhigen würde. Hierauf nahm er vom Lord und der Ladi Abschied, und begab sich nach seinem Quartier. Ich muß hier bemerken, daß die Ladi bey mehrerer Bekanntschaft mit dem Grafen, schon in ihrem Umgang mit demselben anfieng etwas freyer zu werden, davon in der Folge mehreres gesagt werden wird. Drey Tage darauf kamen alle vorbesagte Personen in

dem Hotel des Grafen Sydon wieder zusammen, und nachdem man den Doctor Bridge an sein Versprechen in der lezten Sitzung erinnerte, so fieng derselbe folgende Rede an: Ich muß zu Anfang eingestehen, daß ich kein großer Metaphysicker bin, und daß ich also weder für, noch wider die Immaterialität der Seele etwas unbezweifeltes anführen kann; allein wenn ich den Ausspruch thun sollte, ob unser Weltgebäude mit mehrerer Kunst und Weisheit, als der menschliche Leib erbauet und eingerichtet seye, so würde ich zweifeln, ob meine Entscheidung zum Vortheil des erstern ausfallen würde: denn eben diejenige ordentliche Bewegungsgesetze, dadurch das Weltgebäude in seiner Dauer erhalten wird, eben diejenige Maximen, welche machen, daß Schönheit und Ordnung beständig die Oberhand haben, finde ich in dem menschlichen Körper. Ich treffe in den menschlichen Eingeweiden mehr Bewunderungswürdiges an, als in den tiefsten Grüften der Erden, und ein einziges Muskel- und Nervenfäsergen ist künstlicher verfertiget, als alle Pyramiden der Egyptier, und die prächtige Denkmähler, die das Verlangen nach Unsterblichkeit, und eine eitle Ehrbegierde hervorgebracht. Kein **Plato**, kein **Archimedes**, ja kein einziger, dessen Namen in unsern

sern Ohren ein solches Geräusche macht, hat jemahls eine Maschine erfunden, welche mit unserm Gehirn, und was sage ich, nicht mit dem geringsten Theil unsers Körpers in Vergleichung zu setzen wäre, und mit einem Worte, der menschliche Körper ist ein Werk einer uns verborgenen Weisheit, einer Macht, die alle Grenzen überschreitet, und die von uns zwar bewundert, aber nie in ihrer Vollständigkeit begriffen werden kann. Man muß erstaunen, wenn man genau einsiehet, wie der menschliche Körper entstehet, ernähret, und erhalten wird. Es war eine besondere Erfindung, um den Menschen und Thieren, die nicht wie die Pflanzen auf einem Ort bleiben, daselbst ihre Nahrung haben, und sich nicht wie die Thiere bewegen sollten, ihre Nahrungsmittel, so oft es ihnen nöthig war, in gehöriger Maaße beyzubringen. Daher stiftete der Schöpfer das Ernährungssystem, um Menschen und Thiere in den Stand zu setzen, daß sie leben und fortdauren könnten, ohne sich, wie die Pflanzen der Erde einzuverleiben, die sie ernähren sollte. Alles war darzu in der ganzen Schöpfung aufgeboten, uns die Schätze der Nahrung anzubieten. Der Mund war mit den Werkzeugen versehen, die verschiedene Nahrungsmittel zu zermalmen,

men, und ihnen die erste Zubereitung zu geben, damit sie in einen solchen Saft verwandelt werden könnten, der geschickt wäre unsern Körper zu ernähren und zu erhalten. Die Zähne sollten das harte zerbrechen. Die Zunge, Lippen, und Wangen, sollten es zu einem Brey unter einander mischen; und damit die hierzu gehörige Flüssigkeit dem Mund nicht fehlen möchte, so ward er selbst nicht allein mit verschiedenen Drüsen versehen, die, wenn sie durch eine Bewegung gereizt werden, eine Feuchtigkeit von sich geben; sondern die Natur legte auch noch bey jedem Ohr eine Quelle von Säften an, welche sich durch besondere Canäle durch die Wangen einen besondern Weg in den Mund bahnen, so oft dieselbe bey dem Kauen bewegt werden. Diese beyde Ohrendrüsen sind die Brunnen des Speichels, welcher vermög seiner Seifartigkeit die Speißtheilgen aufs innigste mit einander vermischt. In diesem Zustand gleiten die Speisen von der Zunge zum Schlunde. Dieser, der aus fleischigen Theilen besteht, und über der Luftröhre liegt, damit die Speisen nicht in dieselbige kommen, und noch überdem mit einem Deckel versehen ist, welchen die Speisen, wenn sie zum Schlunde gehen, so genau zudrücken, daß nicht das kleinste Stäubgen

in

in die Lunge fallen kann, empfängt also die Speisen. Er gehet hinter der Lunge und Brust am Rücken hinab, durchbohrt gewissermaßen das Zwerchfell, eine Haut, welche die ganze Höhle des Körpers der Breite nach inwendig in zwey Theile theilet, davon das oberste Behältniß die Lunge mit dem Herzen, das unterste aber viele andere Eingeweide in sich fasset, und eröfnet sich endlich in den Magen. Diese Verdauungsmaschine liegt in der linken Seite des Bauchs dicht unter dem Zwerchfell und wird zum Theil von der Leber bedeckt, welche als ein sehr großes Eingeweide des Unterleibs mit einem Band an das Zwerchfell befestiget ist, und in dessen Inwendigen die Galle ausgearbeitet, und durch gewisse Röhren in das Gedärme herüber geleitet wird. Sobald die Speisen in den Magen kommen, werden sie mit verschiedenen Säften vermischet, und durch das gewöhnliche Ausdehnen und Zusammenziehen des Magens zu einem Brey gemacht. An der andern Seite des Magens hänget eine lange Reihe wunderbar durch einander geschlungenen Gedärme, welche einen großen Theil des Bauchs ausfüllen, und sich zulezt an demjenigen Ort endigen, den mir die Schaam zu nennen verbietet. Diese Gedärme zusammen ge-

nommen, betragen sechsmahl die Länge eines Menschen, der sie bey sich trägt. Wenn der Magen die Speisen in einen groben weisgrauen Brey verwandelt hat, so gehen sie in den Zwölffingerdarm, wo sie die ihnen aus der Leber entgegen strömende Galle antreffen. Unter dem Magen liegt die Gekrösdrüse, woraus sich ein speichelähnlicher Saft in den Zwölffingerdarm ergiesset, und sich nebst der Galle mit den Speisen auf das innigste vereiniget. An der auswendigen Haut der Gedärme ist das Gekröse, welches voller zarten und kleinen Milchadern ist, und sich in die inwendige Höhlen der Gedärme öfnet. Diese zarten Röhrgen saugen die feinste Säfte aus jenem Speisebrey, indem er vor ihnen in den Gedärmen vorbey gehet, und führen ihn weiter fort, da sie hingegen den gröbern Theil zurück lassen. Dieser Saft, den man wegen seiner Weisse, den Milchsaft nennet, versammlet sich endlich im Rücken in ein gemeinschaftliches häutiges Behältniß, welches der Milchsack heisset, und in welchem alle die obgedachte kleine Milchgefäße sich ergiessen. Aus diesem Sack steiget eine Röhre im Rücken in die Höhe, die sich weiterhin in mehrere vertheilet, und eröfnet sich auf ihrer andern Seite in eine Blutader, welche

zwischen der Achsel und dem Hals hingehet, und woselbst sich der neue Nahrungssaft zuerst ins Blut ergießet. Wenn so der Nahrungssaft ins Blut gekommen, so strömt er anfangs in demselben als eine vermischte Milch, bis endlich die weisse Farbe in die röthliche ganz verwandelt wird. Das Blut hält in unserm Körper einen beständigen Umlauf, dessen Ursprung folgender ist. Das Herz, welches in der Lunge liegt, ist eine fleischigte Maschine, welche zwey Höhen bildet, die durch eine Scheidwand von einander abgesondert sind. Diese Maschine ist in einer beständigen Bewegung, welche in einem wechselseitigen Zusammenziehen und Ausdehnen besteht. Aus der linken Herzkammer gehet ein allgemeiner Stamm von einer Ader heraus, welche die große Pulsader genennet wird. Diese Ader theilet sich aber bald in verschiedene andere, welche zum Theil in die Höhe, zum Theil niedersteigen, und sich mit ihren unzehlichen Zweigen, die immer kleiner werden, je mehr sie sich vom Herzen entfernen, in alle und jede Theile des Leibs hineindrängen. In diese Adern sprizt die linke Herzkammer das Blut durch ihren Druck mit einer solchen Gewalt, daß es bis in die zarteste Röhrgen der lezten Nebenzweige hineindringt. Man muß aber wissen,

daß durch diese Adern das Blut von dem weiten Ende derselben stets gegen die engere getrieben wird, welches nicht geschehen kann, ohne bey jedem Herzensstoße die Häute dieser Adern auseinander zu dehnen, und diese Bewegung heisset der Pulsschlag, welche also nur eine Würkung des Herzensschlags ist, und geschwinder und langsamer erfolgt, nachdem sich das Herz schneller, oder langsamer zusammen zieht. Das Blut thut aber eine so große Reise aus dem Herzen in alle Theile des Körpers nicht umsonst. Die Natur hat eine Menge von Maschinen aufgestellt, welche ihm auf dieser Reise gleichsam auflauren, und davon ihm jede etwas abnimmt, das die Natur zu ihren Absichten brauchen kann. Einige von diesen Maschinen sind aus so kleinen Röhrgen zusammen gesetzt, die die gröste Theile des Bluts, welche eine rothe Farbe haben, nicht in sich hinein lassen, dagegen aber eine andere feinere Feuchtigkeit aus dem Blute an sich ziehen. Andere ziehen nur das Wässerichte, andere nur das Oelichte, noch andere nur das Salzwasser heraus, und dieses thun sie insgesamt an solchen Orten, wo der Saft, den sie aus dem Blut genommen haben, zu gewissen andern Zwecken dienlich seyn kann. Z. B. Wenn die Pulsadern, die in alle Theile

des Körpers dringen, zu den Ohrendrüsen gelangen, deren ich schon gedacht, so ziehen diese aus dem Blute diejenige Materie heraus, die wir Speichel nennen, und welcher alsdenn durch besondere Abführungsgänge zum Munde fließet, um die Verdauung zu befördern. Wenn sie zu der Haut kommen, die inwendig die Nase bekleidet, so sondert diese eine schleimigte Feuchtigkeit vom Blute ab, damit die Luft beym Athemholen die Nase nicht austrocknen möge. Kommen die Pulsadern zum Schlunde, zum Magen, zu den Gedärmen; so saugen tausend kleine Drüsen einen schlüpfrigen Saft aus ihnen heraus, um diese Gänge geschmeidig zu erhalten. Kommt das Blut in die Gekrösdrüse unterm Magen, so verwandelt dieselbe einen Theil desselben in einen seifenartigen Saft, den sie in das erste Gedärme ausschüttet. Eben so sondert die Leber die Galle heraus, um sie der Gallenblase und den Speisen, zu deren Verdauung, Auflösung und Vermischung sie ungemein viel beyträgt, zuzuführen. Wenn die Pulsadern dicht unter der Brust auslaufen, so finden sich ein paar überaus künstliche Maschinen, welche besonders das Salzwasser aus dem Blute an sich ziehen, und die Nieren heissen. Dieses Salzwasser sammlet sich in den Nieren, und flies-

fet durch eine enge Röhre, die aus jedem Nieren heraus gehet, in eine Blase, und durch diese wiederum vermittelst einer andern Röhre, als eine unnütze Feuchtigkeit aus dem Körper heraus. In andern Theilen, durch welche sich die Pulsadern ausbreiten, wird Milch, Fett, oder sonst eine andere Feuchtigkeit durch darzu verordnete besondere Maschinen abgesondert, und dieses ist überhaupt die grosse Kunst, wodurch die Natur aus unserm Blute alle die Säfte absondert, die ihr entweder zu besondern Absichten nöthig sind, oder die als unnütze aus dem Körper heraus geschaft werden sollen. Wenn das Blut nun so aus dem Herzen vermittelst der Pulsadern in alle Theile des Körpers getrieben wird, so wird es wieder durch die Blutadern zu dem Herzen zurück geführt, welche sich unweit davon in einen Stamm vereinigen, und so das Blut in die rechte Herzkammer wieder ausgiessen: Hier steiget es nun durch eine Pulsader in die Lunge, und nachdem es sich allda in unzehlige kleine Adern vertheilet, so wird es endlich aus diesen wieder in die linke Herzkammer gebracht, wodenn die vorher gedachte Bewegung wieder anfängt. Hier könnte ich noch sehr vieles anmerken, welches von dem erstaunungswürdigen kunstreichen Bau des mensch-

menschlichen Körpers zeugen würde; allein ich will noch etwas von dessen Entstehung, oder von dem Ursprung und Anfang des Menschen, versprochenermasen, hinzufügen. Es ist jezt durch die unwidersprechliche Erfahrungen ausgemacht, daß der Mensch, wie eine jede lebendige Creatur, aus einem Ei hervorgebracht wird. Dieses Eichen, so sehr klein, besteht aus einer hellen, subtilen, und wässerigten Feuchtigkeit, welche in ein häutiges Säckchen eingeschlossen ist. Die Anatomici setzen den Eierstock der Frauenzimmer innerhalb der Gebährmutter, und zwar in deren innern Oefnung oder Hals. Daselbst werden unzehlige sehr kleine Eierchen gesehen, die zusammen einer Traube gleichen. In jedem dieser Eierchen liegt das ganze Gebäude des organischen Körpers des Menschen, wiewohl in einer überaus zarten Kleinheit verborgen. Wenn nun ein lebendiger Mensch entstehen soll, so dringt das flüchtige, geistige Wesen des männlichen Saamens in der Begattung in eines solcher Eierchen hinein, sezt solches in Bewegung und macht es fruchtbar, und in diesem Augenblick empfängt der Mensch, dessen körperlicher Stoff und Bildung schon vor der Begattung in dem Eichen gewesen, das Leben, sobald nur der männliche Saamen dahin gelanget.

Das

Das belebte Eigen fällt sodenn wahrscheinlich sogleich durch eine oder die andere der Fallopischen Trompeten, die jezt beyde mit ihren offenen Mündungen an gedachten Eierstöcken offen festliegen, in die Gebährmutter. Wenn nun diese leztere das Menschen-Eichen empfangen hat, so schließet sie nicht nur ihren Mund zu, sondern es wachsen auch zugleich sehr feine Aederchen aus dem zarten, weichen, durchsichtigen Schälchen des Eigens heraus, die sich an die Gebährmutter anheften, um daselbst Blut einzusaugen, und dieses der Leibesfrucht zubringen. Die Gebärmutter ist selbst inwendig voller feiner Aederchen, die mit Blut angefüllt sind, welches die Natur zur Nahrung der Leibesfrucht bestimmt hat, und das ausser der Schwangerschaft durch die Mutterscheide ungefehr alle 4 Wochen herauströpfelt, und die monatliche Reinigung genennet wird, während der Schwangerschaft aber, besonders nach dem dritten und vierten Monat sich gemeiniglich verlieret, weil solches alles zum Wachsen der Leibesfrucht verbraucht wird. Hier wird nun die Leibesfrucht so lang genähret, bis sie zu ihrer Zeitigung und so fort zur Welt gebracht wird. (12) Wenn nun, meine

(12) Mit Vergnügen kann man hier Th. Elleri Physiologia & Pathologia, desgleichen Krügers Natur-

meine hochgeehrte Herren und Dames weiter von mir wissen wollen, auf welche Art nun eigentlich die Gestalt und Bildung des Menschen in dem Eigen der Frauenzimmer entsteht, und die innere Theilgen desselben in diese über allen unsern Verstand sich erhebende künstliche Maschine formirt werden, und wie der männliche Saamen dieses Eigen befeuchtet, und den darinnen im Kleinen liegenden organischen Körper des Menschen belebet, an dem doch selbst keine Gestalt, kein Leben, und keine Schönheit wahrzunehmen, ob durch einen blosen Zufall die Theilger, die den Menschen ausmachen, so ordentlich zusammen kommen, wie ehedem sich einige Ignoranten die Entstehung der Welt vorgestellt, ob hier Gott unmittelbar durch seine Allmachtskraft würke, oder ob er in den Mannssaamen eine geheime menschenbildende, oder lebendigmachende Kraft gelegt, welche dem Eigen der Frauenzimmer Leben und Gestalt auf eine eben so geheimnisvolle Weise einflöset, so muß ich hier die Hand auf meinen Mund legen, und bekennen, daß ich es nicht weiß.

---

turlehre 4tes Buch, Kap. 24. und Bäumlers Diätetik weiter nachlesen.

weiß. (13) Hier hat der Schöpfer unsern Verstand mit einem undurchdringlichen Vorhang begrenzet. Kein Sterblicher kann diese wunderbare Geheimniße ergründen. Alle Wege sind hier dunkel. Wir Menschen können nichts denken, was wir nicht vorher sinnlich empfunden haben. Hier aber reichen unsere Sinne nicht zu, auch deren Verstärkung mit allen jezt bekannten Instrumenten, macht die Sache nicht heller. Hier hörte der Doctor Bridge auf zu reden. Da man nun hieraus keine Gründe für, noch gegen die Immaterialität finden konnte, so wurde er insbesondere ersucht, was er als Physicus von der Seele des Menschen, und ihrer Vereinigung mit dem Körper, weiters sicher bestimmen könnte, zu äussern. Hier fuhr er nun folgender Gestalt fort. Pflanzen, Thiere und Menschen sind künstliche Maschinen, darinnen unzehlige Bewegungen vorgehen, welche insgesamt zu Erhaltung des Körpers abzielen, und woraus man auf seine Vollkom-

(13) Diejenige, die ehedem die Animalcula Spermatica behauptet haben, oder vielleicht noch jezt zu ihrer Existenz zurück zu rufen bemühet sind, werden bedenken, daß bey deren Entstehung und Beschaffenheit die Sache nicht klarer wird.

kommenheit einen untrüglichen Schluß machen kann, indem diese aus der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen einer Sache, ihren Ursprung erhält. Sollte man alle diese Bewegungen auf einmahl erblicken, und hätte ein Sterblicher einen solchen dringenden Verstand, daß er vermögend wäre, sich die Gesetze vorzustellen, woraus man begreifen könnte, warum alle diese Bewegungen vielmehr so, als anders vorfallen, so bin ich gewiß, er würde über sich selbst erstaunen, und für Verwunderung ausser sich gesetzet werden, wenn er ganze Millionen regelmäßig gebauter Maschinen erblickte, aus welchen sein Körper zusammen gesetzt wäre. Allein so groß, so ausnehmend wunderbar dieses ist, so ist es doch gar nichts gegen die Gedanken. Diese erheben den Menschen über alles andere, und geben ihm vor den Pflanzen einen unendlichen Vorzug. Die Vorstellungen machen, daß die Menschen und Thiere einem Spiegel ähnlich werden, in welchem sich nach seiner verschiedenen Lage, ein gewisser Theil der Welt, mit denen darinnen vorgehenden Veränderungen abmahlet. Das Artigste dabey ist dieses, daß dieser Spiegel zugleich weiß, daß sich diese Bilder in ihm befinden. Ich kann den Philosophen die Freude gerne gönnen, daß sie sich

den Kopf darüber zerbrechen, wie es mit diesem Bewustseyn zugehe, das ist, wie es möglich seye, daß wir uns von andern Dingen unterscheiden können. Der Schöpfer, der die menschliche Maschine bildete, sah ein, daß sie muste eine Kraft haben, die sie in Bewegung setzte. Der Mensch, der nicht wuste, warum er aß und trank, sollte für seine Erhaltung sorgen. Er solle gegen die Uebel, die seinen Untergang beförderten, nicht gleichgültig seyn, sondern kämpfen, und er sollte seinen Körper willkührlich gebrauchen können. Hierzu gehörten Empfindungen. Die Empfindlichkeit setzet unsere Maschine in Bewegung. Unser Gefühl zwingt uns zu Ausübung der Pflichten, welche wir unserer Erhaltung schuldig sind. Wir essen und trinken nicht, um uns neues Blut zu verschaffen, sondern weil Hunger und Durst wehe thut. Wir suchen keine Arzeneyen, um uns von Krankheiten zu befreyen, weil wir den Selbstmord für eine Sünde halten, sondern weil uns die Krankheiten mit unangenehmen Empfindungen quälen, und wir werden nimmermehr an unsere Leibesübung und Fortpflanzung denken, noch weniger auf die Erhaltung unserer Gesundheit bedacht seyn, wenn uns nicht die Empfindungen zu Triebfedern darzu dienten. Deswegen schuf Gott das

Ge-

Gehirne und die Nerven, jenes damit es aus dem Blute den allerfeinsten Theil, welchen wir die Lebensgeister nennen, absondern, und damit anfüllen möge; diese aber, damit sie die Lebenskraft aus dem Blute, diesen Nervensaft, in alle Theile und Gliedmasen des Körpers führen sollen. Das Gehirn ist in besondere Häute eingeschlossen. Es hat eine regulmäßige natürliche Bewegung, die in einem wechselweisen Ausdehnen und Zusammenfallen besteht, und von der übereinstimmenden Bewegung, die die zurückführende Hirnadern mit dem Athemholen haben, herrühret, so daß sowohl diese, als das Gehirn selbst, bey dem Ausathmen aufschwellen, bey dem Einathmen aber niedersinken. Kein Physicus weiß noch, oder kann sicher angeben, worzu diese Bewegung eigentlich diene, indessen beweiset doch solches, daß in dieser Werkstatt der Ideen ein verborgener Mechanismus seye, dessen Spiel die Vereinigung der denkenden Kraft mit der Maschine, und der Bewegung mit den Gedanken vermittelt. Die Nerven entspringen aus dem Gehirn, und führen die Lebensgeister in alle Theile des Körpers. Diese Lebensgeister sind ein sehr subtiles flüssiges Wesen, das in dem Gehirn und in den Nerven wohnet, so fein, daß man sich davon fast keine

Vorstellung machen kann. Will man zwischen denselben, und der elektrischen Materie in Absicht ihrer Feinheit, Geschwindigkeit und Thätigkeit, eine Aehnlichkeit behaupten, so habe ich nichts dagegen. So wie nun das Gehirn diejenige Maschine ist, welche zum Denken erfordert wird, so sind die Nerven die Instrumenten, wodurch alle Glieder, in denen sie sich vertheilen, ein Gefühl erhalten, daß sie der Seele, oder der denkenden Kraft mittheilen können, wenn die in sie gemachte Eindrücke bis zum Gehirn fortgepflanzet werden, und wodurch zugleich unsern Muskeln eine bewegende Kraft mitgetheilet wird, die nicht nach den uns sonst bekannten mechanischen Gesetzen der Bewegung, sondern blos nach dem Gefühle würket. Man darf nur den Nerven, der in einen gewissen Theil gehet, binden, drücken, oder abschneiden, daß der Einfluß der Lebensgeister in denselben unterbrochen wird, so verliert dieser Theil in Absicht auf die Seele, alle seine Empfindung, und alle seine bewegende Kraft, und wird zugleich fühllos und lahm. Die Nerven enthalten alles, oder sind die bewegende Kraft unsers Körpers und zugleich das Mittel, wodurch sich das denkende Wesen mit der Maschine vereiniget. Man frage mich aber nicht, wie dieses

alles

alles zugehe. Ich weiß nicht, wie die Nervensäfte Kräfte zur Bewegung geben, noch weniger, wie sie vermögend sind, der Seele oder der denkenden Kraft die Welt zu zeigen, und ihr von allem Begriffe beyzubringen, das in die Sinne fället. Soviel aber ist gewiß, daß es geschiehet, und daß eben dadurch der wechselseitige Einfluß der Seele und des Körpers, in einander bestimmt wird, nach welchem sich unsere Theile bewegen, wie wir es haben wollen, und nach welchem die Seele so denket und handelt, wie es die Beschaffenheit des Körpers mit sich bringt. Wir werden dieses Geheimnis niemahlen ergründen können. Der Schöpfer wollte bey unserer Ausbildung haben, daß wir unsere Glieder auf tausenderley Art bewegen sollten, und hierzu wurden verschiedene neue Maschinen, welche wir Muskeln nennen, erfordert. (14) Diese Theile besitzen vermög des Bluts und der Lebensgeister, die sich in jeden ergiessen, und einer ihnen eigenen Reizbarkeit, die Geschicklichkeit sich zusammen zu ziehen. Die Natur muste sie von einer Seite an einen festen Punct befestigen, der nicht nachgab, und hier-

(14) Ein Mensch hat 425 Muskeln, eine Weydenraube aber 4000; vid. D. Sierigs Physik.

hierzu dienten die Knochen. Das andere Ende der Muskeln ward an einem andern Theil befestiget, der sich muste bewegen lassen, und deswegen musten die Knochen Gelenke haben. Wenn sich nun der Muskel zusammen zog, der mit seinen beyden Endungen oder Sehnen an zwey Puncte befestiget war, die in einem gewissen Zwischenraum, nemlich im Gelenke beweglich waren, so entstand aus diesem Zusammenziehen eine Bewegung desjenigen Theils, an welchem das zweyte Ende der Muskel festsaße. Der Nervensaft ist vermögend die Muskeln zu diesem Zusammenziehen zu reizen, und was hierbey am unbegreiflichsten ist, ist, daß der blose Gedanke der Seele, einen Theil ihres Körpers zu bewegen, zu allen diesen Würkungen schon allein hinreichend seyn kann. Das blose Wollen der Seele sezt den ganzen Körper in Bewegung, und das Gehirn, die Nerven und die Lebensgeister sind gleichsam die Instrumenten der Seele, deren sie sich bedienet, ihr Wollen in Thätigkeit zu bringen, und worin Gefühl und Sinnlichkeit wohnet. In diesen Puncten fließen Seele und Körper, die Geisterwelt und Körperwelt, Gedanken und Bewegungen in einander, und da sich die Nerven, als Fortsetzungen des Gehirns, die die Lebensgeister

in sich halten, in alle Puncte unsers Körpers erstrecken, welche eines thierischen Lebens fähig sind; so siehet man hieraus, wie unser ganzer Leib mit Gefühl gleichsam durchwürket seye. Nimmt man dieses alles zusammen, den Bau des menschlichen Körpers, das in demselben befindliche sehr künstliche Nahrungssisteme, die über alle Masen bewundernswürdige Circulation des Geblüts und deren wichtige Folgen, so wird man gestehen müssen, daß der menschliche Körper eine solche kunstreiche Maschine sey, die im Ganzen, und in den geringsten Theilen zusammen betrachtet, über alle menschliche Vorstellung hinaus gehet. Richtet man aber seine Gedanken auf dasjenige, was den menschlichen Körper willkührlich beweget, was sich selbst seiner bewust, sich in Gedanken von andern unterscheidet, Ideen mit einander verbindet, aus dieser Combination Schlüsse macht, und dem man den Namen der Seele beylegt, so muß ich bekennen, daß ich nicht weiß, was dieses in sich ist, ob es eine einfache Substanz, ein ens simplex, eine Monas seye, oder ob das denken wollen und handeln, ein Resultat eines sehr künstlichen innern Baues, einer über alle sinnliche Vorstellung gehenden überaus feinen, mit den gröbern Theilen des Gehirns in Verbindung ste-

henden, sehr thätigen Materie seye. Solches kann und weiß ich nicht sicher zu bestimmen, und hier hörte der Doctor Bridge wieder auf zu reden. Der Graf Sydon lobte dessen Bescheidenheit, daß er als Physicus über eine Sache, die ausser der Sphäre der menschlichen Erkenntniß liege, keinen kühnen Ausspruch gethan. Es giebt nur, sprach er, zwey natürliche Erkenntnißarten, die anschauende und die überlegende. Die anschauende Erkenntniß ist diejenige, die wir vermittelst der Sinne, und verschiedener Instrumenten, welche der Schwachheit unserer Sinne zu Hülfe kommen, erlangen können. Die überlegende Erkenntniß ist diejenige, welche wir durch Vergleichungen erhalten, die wir unter unsern sinnlichen Ideen anstellen, und durch Schlüsse, die sich aus diesen Vergleichungen herleiten lassen. Ob die menschliche Seele eine einfache Substanz, oder ob solche ein kunstreiches Werk, das aus den Elementen des Aethers oder des Lichts, oder einer noch feinern Materie erbauet worden, können wir durch die anschauende Erkenntniß nicht festsetzen. Wir müsten sodann durch unsere Sinne, oder unsere Instrumenten die eigentliche Beschaffenheit der Seele betrachten können. So wenig aber solches noch bisher geschehen ist, so wenig ist die

ge-

geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß unsere Instrumenten jemals vollkommen genug seyn werden, unsern Augen weder einen organischen Körper darzustellen, der aus den Elementen des Aethers oder des Lichts gebildet ist, noch eine einfache Substanz zu beschauen. Unsere überlegende Erkenntniß entspringt wesentlich aus unserer anschauenden. Nur auf bloß sinnliche Ideen würkt unser Geist, wenn er sich zu den abstracten Begriffen erhebt. Wenn uns also unsere auschauende Erkenntniß zu keiner Gewißheit in Ansehung der Beschaffenheit der Seele bringen kann, wie wenig wird solches aus unserer überlegenden zu erwarten seyn. Kann wohl die Vernunft einen gewissen Schluß aus bloß wahrscheinlichen Vordersätzen herleiten? Niemand kann sicher sagen, was die menschliche Seele in sich, oder als ein reiner Geist seye. Man kennt sie nur ein wenig aus ihren fürnehmsten Würkungen. Sie kann sich selbst nicht sehen, noch betasten. Die innere Empfindung, welches sie von ihrem Ich hat, ist keine anschauende, oder directe Erkenntniß von ihr selbst, oder von ihrem Ich. Sie erlangt das metaphysische Bewustseyn ihres Wesens anders nicht, als wenn sie bey jeder Empfindung auf sich selbst zurück tritt, und so weiß sie, daß sie

existirt. Da man nun die innere Beschaffenheit der Seele, oder was sie in sich ist, oder wie ihr kunstreiches, über alle unsere Vorstellung gehendes Gebäude, oder die bis zum höchsten Erstaunen sehr feine und thätige Materie, woraus jenes gebildet, nicht nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit kennet und kennen kann, so lässet aus ihren Würkungen sich eben so wenig sicher schliessen, ob solche eine einfache Substanz, oder ein zusammengeseztes materielles Wesen seye. Es würde für den Menschen eine unverzeihliche Arroganz seyn, wenn er bestimmen wollte, was die unendliche Macht und Weisheit Gottes aus einer in ihrer Thätigkeit und Feinheit über alle unsere Begriffe und Vorstellungen hinaus gehenden Materie zu verfertigen, oder nicht zu verfertigen, vermögend seye, und höchst lächerlich wäre es, über Dinge zu speculiren, wo wir der sinnlichen Wahrnehmung, oder der anschauenden Erkenntniß beraubt sind. Sie haben Recht, versetzte der Herzog von B., welcher Mensch kann die Wundermacht Gottes begreifen, und wer will sich erdreisten, zu bestimmen, was solche vermag oder nicht? Kennen wir die Natur? Wissen wir alle ihre Kräfte? Müssen wir nicht öfters erstaunen über den wunderbaren Gang und die Würkung des

Blitzes, und der elektrischen Materie? Wir können nicht sagen, was das Licht seye, ob es gleich als etwas materielles auf unsere Sehenerven würket. Was ist nicht feines in der Natur, zu dessen Erkenntniß unsere Sinne mit Beyhülfe aller Instrumenten viel zu stumpf sind? Ist der Bau des menschlichen Körpers in seinen gröbern Theilen, die in die Sinne fallen, schon ein Wunder der Welt, was kann man muthmaßen von einem Bau, der aus der feinsten Materie der Natur ädificirt worden? In der tiefsten Demuth verehre ich die unendliche Macht Gottes, und bin weit entfernt, zu läugnen, daß Gott einer einfachen Substanz schlechterdings die Kraft zu denken nicht verleihen könne, aber daß der menschliche Geist, oder die menschliche Seele eine solche einfache Substanz seye, das ist, das ich bezweifle, und dessen Gegentheil ich durch hinlängliche Gründe evident gezeigt habe. Hier ließ sich der Herzog nieder. Es waren einige Glieder des Cercles, die für die Immaterialität eifrig portirt waren, ob durch Vorurtheile oder Gründe, weiß ich nicht. Diese foderten den Doctor Eüpen, als einen bekannten Philosophen auf, die Gründe des Herzogs zu widerlegen, und die Immaterialität zu behaupten. Dieser ließ sich endlich auf vieles Bit-

ten willig darzu finden, und man gab ihm Zeit, sich hierzu bis zur nächsten Zusammenkunft zu präpariren. Die Session nahm also für diesmahl wieder ein Ende. Der Graf Richard hatte abermahls das Vergnügen die Lady Siffry nach Hause zu begleiten, und von ihrem Vater bey dem Abendessen behalten zu werden. Bey der Tafel fragte die Lady den Grafen, was er von dem leztern Vortrag des Herzogs hielte, und was ihm in dieser Sache am wahrscheinlichsten seye? Der Graf antwortete, wenn man die Geschichte von diesem Lehrsatz zur Hand nehme, so werde man gewahr, daß die alten Philosophen und Theologen die Seele vor materielle hielten, besonders diejenige, die das Emanations-Sistem verfochten, die solche für den lebendigen Athem, oder für ein Theilchen vom Wesen Gottes (particula auræ divinæ) aus- und vorgaben, dieser seye es, wodurch die hydraulische Maschine, welche Adam vor seiner Beseelung war, zum Stand der Menschheit erhoben wurde; nachgehends, da man anfieng zu grübeln, und mit allerley Spitzfindigkeiten sich abzugeben, bekam die Meynung von der Immaterialität die Oberhand, die man um so lieber annahm und zu vertheidigen suchte, als man geglaubt, hierdurch die Unsterblichkeit der

Seele desto besser erweisen zu können, jedoch könne man nach seiner Meynung hier nichts zuverlässiges festsetzen, wenigstens die Sache nicht auf einer wie auf der andern Seite zur Evidenz bringen. Hierauf unterredete sich der Graf nach dem Essen noch eine Zeitlang mit der Lady wegen seiner bevorstehenden Reise, und andern Dingen, und begab sich endlich nach seiner Wohnung. Von der Zeit an war derselbe fast täglich in dem Hotel des Lords, und seine Hochachtung gegen die Lady vermehrte sich von Tag zu Tag, gleichwie diese ebenfalls von seinen körperlichen und Geistes-Vorzügen immer mehr und mehr eingenommen worden, welches endlich in die heftigste Liebe ausartete. Sobald solche von einander schieden, so war wieder die Abrede, wenn man sich einander wieder sehen wollte, und der Lord nahm zwischen diesen beyden eine gewisse Geistes-Sympathie wahr, über welche er sich heimlich vergnügte. Indessen erschiene der Tag einer anderweiten Versammlung oder des gewöhnlichen Cercles wieder. Die Glieder desselben ermunterten alsbald den Doctor Eupen, die geäusserte Gründe des Herzogs gegen die Immaterialität zu widerlegen, so wie diese gegentheilig zu erweisen. Dieser fieng hierauf seine Rede folgender

Ge-

Gestalt an. Ich setze voraus, das niemand hier seye, welcher läugnen werde, daß entia simplicia, und einfache Substanzen existiren, (15) noch weniger, daß sich jemand erdreisten werde, zu behaupten, daß Gott einer solchen einfachen Substanz die Kraft zu denken, und willkührlich zu handeln (prævia consultatione spon-

(15) Freylich hat es Philosophen gegeben, die eine unendliche Theilung der Materie behauptet haben, so wie alle entia mere simplicia geläugnet; behauptet, daß man sich bey jener Theilung ohne Unterlaß einem kleinsten möglichsten Punct der Ausdehnung nähere, und doch sollte dieser Punct keineswegs vorhanden seyn; behauptet, daß die Materie sich solcher Gestalt einem Ende nähere, und doch sollte es kein solches Ende geben; behauptet endlich, daß das kleinste Erdtheilgen eben so viele Theile habe, als die Erde überhaupt, oder das ganze Weltall. Dieses war nun in der That eine sehr alberne Behauptung, und wenn offenbarer Widerspruch das Kriterium der Unmöglichkeit ist, so muß man den Ausspruch thun, daß eine solche unendliche Theilbarkeit schlechterdings unmöglich seye, und daß man endlich auf entia simplicia kommen müsse, welche die unendliche Macht selbst nicht weiter theilen könne.

sponte agere) nicht mittheilen könnte, der sich also erkühnen würde, der Schöpfung und der Macht und Weisheit Gottes hierbey nach dem Maas seiner Einsichten Grenzen zu sezzen. (16) Wer kann wohl deutliche und unwider-

---

(16) Es ist eben so zu bedauren, daß mancher, der den Namen eines Philosophen prätendirt, sich erkühnet, mit einem aus der Rüstkammer seiner Methaphysik entlehnten Zirkel, mit kaltem Blute der Schöpfung Grenzen zu bestimmen. Myriaden von Welten, welche schon in der Möglichkeit blüheten, streicht derselbe in einem Augenblick weg. Keime neuer Sisteme, die schon bereit waren in das Leben zu springen, vergehen unter seiner Operation, und fallen wieder in den Zustand des Nichtseyns zurücke. Indessen beweisen und leiten alle mikroskopische Entdeckungen uns dahin, zu behaupten, daß auch das kleinste Erdtheilchen, so wir mit unserer Einbildungskraft nur immer erreichen können, ein ganzes Weltall für eine neue Ordnung von lebendigen Wesen ist. 1750 sahe der geheime Rath Darjes durch ein Vergrößerungsglaß, so die Gegenstände ungefehr eine millionmahl vergrößerte auf einem Rosenblatt ein Thierlein von 6 Füßen in der Größe eines Rokkenkörleins, braun von Farbe, und bemerkte an dessen Leibe wieder andere sehr kleine Thierlein hin und

dersprechliche Gründe liefern, daß es schlechterdings unmöglich seye, daß die in uns denkende Kraft eine einfache Substanz seye. So viel nehmen wir wahr, und ist zu erweisen, daß die gedachte Kraft im Denken blos von der Organisation des mit ihr verbundenen Körpers abhange, und daß wo diese zerstört wird, auch das Denken gehemmet wird. Ich gebe also gerne zu, und es ist nicht zu läugnen, daß der Mensch keine merkbare Ideen haben kann, als durch die Darzwischenkunft der Sinne, und daß die Fähigkeit, welche diese Ideen aufbehält, und sich der Seele wieder erneuert, mit der Organisation des Gehirns in einer wesentlichen Verbindung stehe, und daß bey der geringsten Zerrüttung dieser Organisation, diese Ideen sich nicht mehr, oder nur sehr unvollkommen erneuern. Allein, wie ich

---

und herlaufen. Wer hier mit seinem Verstande nachdenken will, der wird leichtlich überzeugt werden, daß der Schöpfer in das Subtile und Feine über alle menschliche Vorstellungen mit Hervorbringung organischer Körper herunter gegangen, und daß es lebendige Geschöpfe giebt, denen ein Sandkorn eben dasjenige ist, was uns Menschen in Absicht der Größe, unsere Erde ist.

ich dieses zugebe, und sich hierauf viele Einwürfe des Herzogs beziehen, so läugne ich hingegen, daß das Denken und willkührlich Handeln, weder ein Resultat dieser Organisation allein, noch besonders eine Eigenschaft der Materie seyn könne. Um dieses zu beweisen, will ich hier weder die neueste englische, als **Reid**, **Beattie**, **Brice**, noch deutsche Philosophen, als **Canz**, **Mayer**, **Mendelsohn**, **Plattner** rc. mit ihren davon gelieferten Beweisen anführen, sondern folgendes bemerken: die verschiedene Aeusserungen des Geistes und der Materie sind so entgegen gesetzt, und von einander verschieden, daß keines von beyden mit dem andern auch nur irgend eine Beschaffenheit gemein hat. (17) Empfinden ist das ausschliessende Kennzeichen eines Geistes, indessen Undurchdringlichkeit (Soliditæt) mit allen ihren manchfaltigen Bestimmungen, als Ausdehnung, Figur rc. den Eigenschaften der Materie zum Grunde liegen, und davon ein Kriterium seyn muß. Nun wird jeder eingestehen müssen, daß der innere Zusammenhang der körperlichen Theilchen

(17) Ich bedauere, daß ich hier den Leser zu einer besondern Attention bey der ganzen Vorstellung des Doctor Cüpen aufforderu muß rc.

chen, und die äussere Gestaltung derselben auf keine Weise den Gefühlen ähnlich seyn können, welche dadurch in uns erregt werden, und daß geistige Vorstellungen hinwiederum mit dem Zusammenhang und gestalten körperlichen Theilen nichts ähnliches haben. Unsere Kenntniß der Aussenwelt besteht ganz in sinnlichen Eindrücken. Aber sinnliche Eindrücke müssen etwas anders seyn, als unsere Vorstellungen von der Aussenwelt. Ehe ich aber die hochgeehrte Versammlung ersuche, mit mir über die Natur der sinnlichen Eindrücke nachzudenken, muß ich zuvor bemerken, daß wir zwischen den Gegenständen und den dadurch in uns erregten Ideen keinen Unterschied machen, und besonders ist dieses bey den Erscheinungen des Gefühls der Fall. Die Gegenstände scheinen mit unserer Seele eins zu werden, und wir dünken uns vielmehr zu diesen Gegenständen hingezogen, als daß diese erst auf irgend ein zwischen ihnen und uns befindliches Organ würken müsten, ehe sie zu uns gelangen könnten. So scheinet die Seele dem, was sie durch das Gesicht wahrnimmt, unmittelbar gegenwärtig zu seyn, in welcher Entfernung sie sich auch von dem Gegenstand befinden mag; und bey dem Gefühle dünkt sich die Seele gleicher Gestalt auf der Oberfläche ih-

res

des Körpers, sowohl als auf der Oberfläche des gefühlten Gegenstands, hinzu schweben. Erst durch die Erfahrung lernen wir, daß die Wahrnehmung keine unmittelbare Handlung der Seele ist, sondern durch eine Menge mittelbarer Umstände, oder Zwischenursachen bewürket wird. In Ansehung des Geruchs, und der Schallbewegungen wird allgemein zugestanden, das, was wir empfinden, von der Einwürkung eines äussern Gegenstands auf unsre Organe abzuleiten; man denket aber keineswegs daran, es auf gewisse Eigenschaften, welche jenem Gefühle ähnlich wären, zurück zu führen; aber es kostet schon etwas mehr Mühe, sich zu überzeugen, daß die Wahrnehmungen des Gesichts und des Gefühls durch mittelbare Zwischenursachen hervorgebracht werden. Eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zeigt uns indessen, daß auch diese gleichfals Eindrücke auf unsere Organe sind, die ihren Grund in Ursachen haben, welche von den, von uns wahrgenommenen Ideen durchaus verschieden sind. Es treffen aber in Ansehung der Erscheinungen der Farben weit mehr Umstände zusammen, uns von jenem Irthum zurück zu bringen, als in Ansehung des Gefühls. Farbe setzet Solidität voraus; aber wir sind hierbey manchfaltigen Täuschungen unterworfen.

Wir nehmen bey gewissen unnatürlichen Zuständen des Auges Farben wahr, ohne daß irgend ein Gegenstand ihnen entspreche; und doch wird das Auge dann nur als richtig angesehen, wenn es würkliche Gegenstände, das ist äussere, und solide Körper gehörig unterscheidet. Farbe erscheinet uns als irgend etwas Solides, wie zum Beyspiel bey dem Nebel, ohne daß wir jedoch, wenn wir derselben näher kommen, im Stande wären, sie zu berühren. Allein dieses ist kein Fehler, sondern vielmehr eine Vollkommenheit dieses Sinnes; indem er fähig ist, Solidität in Gegenständen wahrzunehmen, welche zu fein sind, um auf unsere Gefühlsorgane Eindruck zu machen. Die Nebel sind würklich Materie, nur, daß sie minder dicht sind, als andere berührbare Körper. Wo wir also Farbe wahrnehmen, da erwarten wir auch mit Recht Solidität, und zweifeln nicht, daß sie für Organe, welche fein genug sind, die Eindrücke derselben aufzunehmen, berührbar seyn. Farbe ist keine wesentliche Grundeigenschaft der Körper, sondern hänget von Verhältnissen ab, welche mit unsern Begriffen von Farben keine Aehnlichkeit haben können. Wir bemerken bald, daß die Seele sich nicht zu den Gegenständen hervordrängt, son-

dern,

dern, daß die, wie es scheint, von der Sonne ausgehende Lichtstrahlen von den Oberflächen der Körper auf verschiedene Weise zurück geworfen werden. Diese treffen denn nun auf die äussere Oberfläche des Auges, und ein Theil von ihnen wird nach gewissen Gesetzen daselbst aufgefasset, und von da weiter zu den Netzhäutgen gebracht, wo sie aus einer verworrenen Lichtmasse zu einem Gemählde des vor uns befindlichen Gegenstands werden. Dieser Lichteindruck bleibt jedoch hier noch nicht stehen, und man würde sich irren, wenn man jenes Häutgen für den unmittelbaren Punkt der geistigen Wahrnehmung halten wolle. Jene Lichtstrahlen verlieren nunmehro ihre mahlerische Gestalt, und werden aller Wahrscheinlichkeit nach durch irgend eine Bewegung von den optischen Nerven in das Sensorium gebracht, woselbsten sie die von uns wahrgenommene Empfindung veranlassen. Wir sehen hieraus offenbar ein, daß unsere Vorstellung von Farbe verschieden ist, von der Bewegung eines Nerven; verschieden ist von der Stellung der Particuln auf den Netzhäutgen: eben so wenig Aehnlichkeit hat dieselbe mit den Ausströhmen des Lichts, oder irgend einer anderen Art, wie Lichtstrahlen zurück geworfen werden, noch auch mit der innern Beschaffenheit der

Körper, durch welche jene Brechung der Lichtstrahlen veranlasset wird. Bey berührbaren Körpern finden nicht so verschiedene Nebenumstände statt, als bey Gegenständen des Gesichts. Die Empfindung der Solidität wird hervorgebracht, durch eine Kraft des Widerstands, oder diejenige Eigenschaft der Materie, welche macht, daß ein Körper nicht in den andern eindringen kan. Auch stehet der Grad der Härte mit der Stärke des Widerstands jedesmal in dem genauesten Verhältnis. Dieser Widerstand würket, wie es scheinet, auf unsern Körper, durch eine gewisse den Nerven, welche über die Oberfläche desselben verbreitet sind, mitgetheilte Bewegung. Diese Bewegung pflanzet sich zu dem Gehirne fort, und so entstehet die sinnliche Wahrnehmung; ob wir schon in Ansehung der Art und Weise, wie dieselbe mit den Nerven in Verbindung stehet, durchaus unwissend sind. Das Gefühl von Härte, welches wir in uns wahrnehmen, ist offenbar etwas anders, als die Schwingung des Nerven, und wir können uns eben so wenig vorstellen, daß es mit der Kraft des Widerstands eine Aehnlichkeit habe. Unsere Vorstellungen von Solididät sind also eben so wenig, wie unsere Vorstellungen von Farbe irgend einer äussern Eigenschaft ähnlich; und das

einzige, was wir allenfals aus der Beobachtung und Vergleichung der sinnlichen Erscheinungen schliessen können, ist, daß sie irgend durch eine äussere Kraft veranlasset werden. Da indessen diese Kraft mit unserer Empfindung nicht die geringste Aehnlichkeit haben kan, so müssen wir in Ansehung der Natur derselben durchaus in Unwissenheit bleiben. Wir sehen also, daß die Vorstellungen, welche wir durch unsere Sinnenorgane erhalten, auf keine Weise irgend einer äussern Materie ähnlich seyn können. Ausser den Empfindungen des Geschmacks, des Geruchs, des Schalles, der Farben und der Undurchdringlichkeit, welche insgesamt eigenthümliche Eindrücke der ihnen besonders entsprechenden Organe sind, erhalten wir noch gewisse andere, vermittelst des Gesichts und des Gefühls: zum Beyspiel die Ideen von Rauhigkeit und Glätte, von Hitze und Kälte: von Gestalt und Bewegung, und zwar die erstere durch das Gefühle; die letztere hingegen durch das Gesicht und Gefühl zugleich. Allein wenn jene urspringliche Ideen, mit dem, was dieselben in uns verursachet, keine Aehnlichkeit haben, so läßet sich dieses noch vielweniger von jenen vermuthen, welche nichts anders sind, als besondere Modificationen von Farben und der Un-

durchdringlichkeit. Der Schmerz, welchen Hitze und Kälte verursachen, zeigt offenbar genug, daß der Materie keine unsern Gefühlen entsprechende ähnliche Eigenschaft zukommen kan. Das Gefühl von Rauhigkeit wird durch eine solche Beschaffenheit der Oberfläche verursachet, wo gewisse Theile gegen die übrige merklich hervorragen. Glätte hingegen, setzet eine mehr gleichförmige Oberfläche voraus. Beyde gründen sich indessen auf Undurchdringlichkeit. Was die Gestalt der Körper betrift, so wird diese von uns mittelst des Gefühls nur sehr unvollkommen unterschieden. Wir fahren mit unserer Hand über die Gegenstände von einer Seite zur andern hin, und unsere auf diesem Wege erhaltene Kenntnis gründet sich auf die verschiedene Eindrücke, welche wir von den verschiedenen Theilen derselben empfangen, vorzüglich aber auf die Kenntnis, welche wir von der Richtung haben, in der sich unsere Gliedmasen bewegen und den Raum, welchen sie zurück legen. Aber alles dieses hänget offenbar ganz von den verschiedenen Eindrücken der Solidität ab, und läßet sich ohne diese letztere durchaus nicht denken. Nun ist es hier ziemlich gleichgültig, ob der Widerstand der Körper unsere Nerven durch unmittelbare Berührung, oder durch

eine

eine zurückstossende, in der Entfernung von ihrer Oberfläche würkende Kraft, in Bewegung setzet. Die sinnliche Wahrnehmung ist etwas von der Bewegung ganz verschiedenes, sie mag entstehen, auf welche Weise sie will. Die Beyspiele, wo eine zurückstossende in der Entfernung von der Oberfläche der Körper würkende Kraft, die Empfindung von Härte oder Undurchdringlichkeit veranlasset, sind ein Beweiß, daß die geistige Wahrnehmung von jeder substanziellen Eigenschaft der Materie durchaus verschieden ist: denn sie entstehet auch da, wo diese Undurchdringlichkeit keineswegs vorhanden ist, und dieses ist, so ich habe erweisen wollen. Der D. **Eüpen** fuhr noch weiters fort: diejenige, die die Seele für materielle erklären, und die Materie mit selbstthätigen, willfährlichen Kräften ausrüsten, müssen alle Wirkungen der Seelen auf Bewegungen reduciren, und das sogenannte Gehirnschwingungssistem behaupten, indem, daß sie alle Sensationen und Ideen für Gehirnschwingungen auszugeben, und selbst die geistige Wahrnehmungen darunter zu zählen genöthigt sind. Der Mensch besitzet ein gewisses Vermögen etwas zum voraus zu ahnden. Wenn wir einen Menschen von heftiger und roher Gemüthsart über irgend eine ihm

widerfahrende Beleidigung aufgebracht sehen, so schliessen wir, daß er sich bey der ersten Gelegenheit an seinem Feind zu rächen suchen wird. Wissen wir hingegen, daß der Beleidigte furchtsam ist, und die Gefahr scheuet, welche für ihn aus der erwiederten Beleidigung entspringen könnte, oder, daß er denjenigen, von dem er beleidigt worden ist, verachtet, oder durch die Grundsätze einer Religion, welche ihm Duldung befiehlt, in seinem Betragen geleitet wird, so ahnden wir Handlungen der Art, wie wir sie aus diesen verschiedenen Quellen der Denkungsart, und den Absichten der beleidigten Person gemäß, sich jederzeit ereugnen gesehen. Frage ich nun, worinnen bestehet dieses Ahnden, vergleichen und schliessen? So muß der Materialist antworten, es entstehet durch Bewegung, und ist Bewegung. Worinnen liegt die Natur der Vergnügungen, welche dem Menschen die Künste der Musik und der Malerey gewähren? Das Vergnügen und Mißvergnügen über Lob und Tadel? Was macht weiter die erhabene Frömmigkeit und das Wohlwollen des rechtschaffenen Manns, die Weisheit des Philosophen, und die grenzenlose Einbildungskraft des Dichters aus? Da muß der Materialist wieder sagen: einzig und allein sind

sol-

solches gewisse eigenthümliche Schwingungen, welche in feinen Bildungen innerhalb des Gehirns auf einander folgen, also ebenfalls nichts als Bewegung. Wer nun dieses reimen und begreifen kann, mit dem will ich nicht weiter streiten, und hier hörte der D. Eüpen auf zu reden. (18) Man befragte alsbald den Herzog von B. was er gegen diese Vorstellung einzuwenden hätte? Dieser wurde zwar dadurch etwas irre gemacht, und wuste nicht, was er in der Geschwindigkeit dagegen vorbringen solle, doch ließ er sich endlich vernehmen: die ganze Rede des D. Eüpen, schiene ihm ein dunkles Raisonnement zu seyn.

(18) Des Engländer Reids Theorie von Materie und Geist, hat sein Landsmann Priestley, suchen übern Haufen zu werfen, und von vorgedachten deutschen Philosophen hat Mayer die Unzulänglichkeit des Cantzischen Beweises in seinen philosophischen Aufsätzen darzuthun gesucht; hingegen hat der Mayerische Beweis selbst wenigen ein Genügen geleistet. Den Mendelsohnischen in dem bekannten Phädon hat Doctor Kölbele angegriffen, und das fehlende darinnen zu zeigen sich bemühet, und der Plattnerische hat ebenfalls seine Gegner gefunden. Man überläßt dem Leser die Stärke der Beweiskraft des Gegenwärtigen zu beurtheilen.

Er gebe zu, daß Solidität und Ausdehnung, Eigenschaften der Materie seyen, so wie, daß die grobe in die Sinne fallende Materie, zum denken nicht tauglich, oder daß daraus die Seele nicht fabricirt worden; allein ob dieses nicht aus einer solchen feinen Materie geschehen könne, die über unsere Sinnlichkeit und Vorstellung hinausgehet, und zwar von einem Baumeister, dessen Macht und Weisheit unendlich, seye eine andere Frage; überdieses hätte er verlangt, daß man die Immaterialität auf eine evidente Art, und nicht mit weitläufigen Reflexionen darthun sollte, und dieses seye nicht geschehen, er bliebe also bey seiner Meynung. Indessen wurden einige Glieder des Cercles, die für die Immaterialität der Seele eingenommen waren, würklich durch den Vortrag des D. Eüpen zweifelhaft gemacht, und trugen darauf an, da sie selbst dessen Beweis nicht vollständig capiren konnten, eine Committé zu ernennen, und darzu noch etliche tiefdenkende Philosophen aus der Stadt zu ziehen, durch solche jenen Beweis analysiren und prüfen zu lassen, und sodann das sichere festzusetzen. Allein die Dames hatten an der trockenen und abstracten Art dieses Streitens auf einmal einen Eckel bekommen und wurden verdrieß-

drießlich, sie äusserten, daß wenn noch 100 Beweise für die Immaterialität würden aufgestellt werden, so würden doch immer Leute gefunden werden, die bald an diesem, bald an jenem, und an allem würden etwas auszusetzen finden. Man könne diesen Gegenstand nicht zu einer Evidenz bringen, die allen ein Genügen thäte, besonders fragte die Gräfin Hontfield, welches der Nutzen seye, der von der Beendigung dieser Controvers zu erwarten? Der Ritter Findant antwortete: Wenn die Immaterialität der Seele erwiesen, so ist auch zugleich ihre Fortdauer nach dem Tode dargethan; hingegen ist die Seele materielle, so wird solche im Tode gleich dem groben sinnlichen Körper dissolvirt, und ihr Untergang ist alsdann vorhanden, in sofern aber dieses leztere erfolgt, so cessiret alle Religion, und ist nach dem Tode nichts weiters zu hoffen, noch zu erwarten, mithin seye der Gegenstand von der grösten Wichtigkeit. Der Graf Richard stunde hier auf und sprach zu dem Ritter: Eure Herrlichkeit erlauben, ihnen zu widersprechen, ob die Seele immaterielle, oder nicht, das hat auf ihre Fortdauer nach dem Tode nicht den geringsten Einfluß. Hier kommt es nur bloß auf den Willen Gottes an, ob die Seele nach dem Tode fortdauern solle.

Die-

Dieser, der solche erschaffen, oder ädificirt, oder wenigstens die Gesetze und Anlagen, nach welchen sie entstehet, regulirt, könnte eben so leicht eine einfache Substanz vernichten, als eine zusammengesezte erhalten, ja eben der Schluß, daß bey einer immateriellen Seele ihre Fortdauer eher zu hoffen, indem, daß solche nicht natürlich untergehen könne, wäre auch auf die materielle Seele applicabel. Denn die Materie, woraus die Seele fabricirt worden, könne an sich unvergänglich seyn, das ist, durch die Ursachen, welche die Auflösung unsers groben Körpers bewürken, nicht zerstört werden. Durch wie viele natürliche und verschiedene Mittel könnte nicht der Schöpfer die materielle Seele unvergänglich machen. Der Stoff, woraus sie gebildet worden, und wenn dieser auch nur das Elementarfeuer, oder das feinste Licht seyn sollte, seyen ja natürliche und hinlängliche Ursachen ihrer Erhaltung und Fortdauer, und diejenige Organe, die sie nöthig hätte, wenn solche durch den Tod in andere Verhältniße gesezt worden, könnten schon im Keim in ihr liegen, und sich hernach entwickeln. Indessen käme es in beyden Fällen mit der Erhaltung der Seele blos auf den Willen Gottes an, und daß dieser wolle, daß die Seele fortdauren solle, das getraue

er

er sich deutlich zu erweisen. Kaum hatte der Graf dieses geäussert, so erinnerte sich die Lady Siffry an sein Versprechen, so er ihr ehemal gethan, daß er nemlich einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für die Religion führen wolle. Sie drang daher mit noch mehr andern in ihn, seine Zusage in Erfüllung zu setzen. Nach vielem Bitten versprach derselbe, solches in der nächsten Sitzung zu thun. Um nun die Sache vollkommen zu machen, so ersuchten einige, die die wechselseitige Neigung des Grafen und der Lady Siffry merkten, die leztere, daß sie das Geschäfte eines Contradictors, bey diesem Beweise übernehmen mögte, welches denn dieselbe sich auch gefallen ließ. Hierauf öfnete sich ein Vorhang des Saals, und ließ sich die herrlichste Musik hören. Man wartete mit allerley Confituren und Erfrischungen auf. Man fieng an zu tanzen, und ganz materielle zu werden, endlich, nachdem man sich genug damit divertirt, so gieng die Versammlung auseinander. Der Graf R. hatte abermahls das Vergnügen, die Lady nach Haus zu begleiten, und bey dem Abendessen zu bleiben, und weil es schon spät in der Nacht war, so ließ man ihn nicht nach seinem Quartier. Des andern Morgens machte ihm die Lady den Vor-

trag,

trag, mit ihr nach ihres Vaters Landgut zu Neumarkett zu fahren, und allda der frischen Luft zu genießen. Der Graf nahm dieses Offert an, und der Lord, der von der guten Aufführung seiner Tochter und des Grafen, völlig überzeugt war, hatte keinen Anstand solches zu gestatten. Sie fuhren also nach Neumarkett. Hier hatte der Graf verschiedene Tage Gelegenheit mit der Lady allein umzugehen, und wie mein Vorhaben minder dahin gerichtet, einen Roman zu schreiben, so will ich nur anfügen, ohne die verschiedene Aeusserungen von beyden Seiten, die mehrentheils in dergleichen Fällen gewöhnlich, wörtlich anzuführen, daß sich hier beyde Personen ehelich verlobten, und einander ewige Liebe und Treue zusagten, so wie auch sich wechselsweise versicherten, daß eines an des andern Fatis, wie sie auch immer ausfallen mögten, Antheil nehmen wollte. Die Lady übernahm diesen Eheverspruch ihrem Vater gelegenheitlich vorzutragen, und dessen Consens auszuwürken, immittelst aber sogleich bey demselben darauf anzutragen, daß der Graf sein Quartier verändern, und solches in dem Hotel ihres Vaters nehmen solle, damit sie öfters und näher zusammen wären. Der Graf war von den persönlichen Eigenschaften der

Lady

Lady zum höchsten eingenommen, nicht anders, als ob dieses das fürtreflichste Frauenzimmer in der Welt sey, und die Lady war gegentheilig von den Vorzüglichkeiten des Grafen, wie bezaubert. Ich überlasse dem Leser zu ahnden, als eine Folge der von dem D. Eüpen vorher behaupteten Immaterialität der Seele, wie ihr Umgang auf diesem Landgut beschaffen gewesen, und eile zu ihrer Retour. Diese erfolgte den dritten Tag wieder zurück nach der Stadt. Kaum waren sie in der Wohnung des Lords ankommen, so fragte dieser seine Tochter lächelnd, ob sie sich gut miteinander aufgeführt. Diese kam dadurch in eine Art von Begeisterung, und antwortete: sie wüste nicht, ob ihr Vater ihre Aufführung billigen würde, sie hätte sich mit dem Grafen ehelich verlobet, und ihm versprochen, mit in sein Reich zu folgen, jedoch hätte sie den väterlichen Consens vorbehalten. Der Lord, welcher ebenfalls den Grafen ungemein hochschätzte, zauderte nicht, alsbald seine Einwilligung zu diesem Eheverspruch zu geben, jedoch nahm er sich heimlich vor, seine Tochter in so weite uncultivirte Lande nicht eher abreisen zu lassen, bis er sich zuvor entweder um die Beschaffenheit jener Lande würde näher erkundiget, oder doch gehört haben, wie der Graf bey

sei-

seiner Rückkunft würde darinnen seyn aufgenommen worden, und daß er den leztern zu diesem Verzug bello modo gelegenheitlich disponiren wolle. Indessen war nun einmahl der Eheverspruch zu seiner völligen Richtigkeit gekommen, und das Gerücht hievon verbreitete sich alsbald in der Stadt. Einige verwunderten sich, daß die Lady einem ausländischen fremden Prinzen, in ein entferntes Land, dessen Clima sie ungewohnt, wollte folgen, da sie doch, indem sie von stattlichem Vermögen, in England schöne Parthien treffen können, und ominirten dabey nichts gutes für dieselbige. Andere lobten ihren Vorsatz, und glaubten, daß sie in jenen noch wenig gesitteten Landen, nach ihrem edlen Character viel gutes stiften könnte. Indessen nahete abermals ein Versammlungstag des gewöhnlichen Cercles herbey. Es erschiene diesmal eine sehr ansehnliche Gesellschaft. Denn viele Glieder hatten Bekannte mitgebracht, die da sehr begierig waren, theils einen so wichtigen Beweis, den der Graf zu führen übernommen, anzuhören, theils aber, wie sich hierbey seine Geliebte, die das Amt eines Contradictor oder Opponenten führen sollte, würde

ver-

verhalten. (19) Nachdem man nun den Grafen nochmals an sein Versprechen erinnert, so fieng derselbe seine Rede folgender Gestalt zu führen an.

Ich habe bereits die Ehre gehabt, eine hochansehnliche Versammlung zu versichern, daß man auch einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele,

(19) Der Leser wolle sich hier nicht verwundern, wenn er bey dermahligen Rede des Grafen wird hören; daß die Lady ihrem Schatz, den sie über alles liebte, etlichemal heftig widersprochen. Meine Absicht leidet es hier nicht, philosophisch zu erklären, wie ein solcher Widerspruch mit der größesten Liebe bestehen könne. In Deutschland liegt zwischen dem Rhein und der Mosel eine kleine Landschaft, der Hundsrück genannt, welche meistentheils dem Markgrafen von Baden zustehet. Die Weiber dieses Ländgens haben mehrentheils die Eigenschaft an sich, daß sie gerne ihren Männern widersprechen, und hier geschiehet es öfters, daß dieser Widerspruch zu weitern Thätlichkeiten ausartet. Wenn sie sodann hierüber zur Rede gesetzt werden, so ist ihre Antwort: die Liebe will gezankt haben, und würklich, ehe man sichs versiehet, so sind sie nicht allein wieder nach, wie vorher, die beste Freunde, sondern ihre Liebe erhält hierdurch auf eine gewisse Zeit einen Zuwachs.

le, und für die Religion führen könne, ohne die Immaterialität zu behaupten. Was zuerst die Religion anbelangt, so verstehe ich dadurch im wesentlichen, eine Erkenntnis und Verehrung Gottes. Ich setze voraus, daß kein vernünftiger Mensch, welcher nur einigermaßen ein Kenner der Welt ist, wird läugnen können, daß die Werke der Natur große Weisheit, Kunst und Absicht verrathen, daß gewisse Endzwecke durch gewisse Mittel, die dazu eingerichtet und bestimmt sind, dieselbe zu befördern, erreicht werden; daß in der Welt von einem Zeitalter zu dem andern, eine regelmäßige Ordnung von Ursachen und Würkungen beobachtet werde; daß alles mit einander in einem schicklichen Verhältniß, in einer Uebereinstimmung stehe, kurz, daß die Welt von einem weisen Wesen erschaffen, und unter dessen Aufsicht und Regierung stehe. Diese Gegenstände sind so deutlich, daß es gewiß auffallend ist, wenn ein Mensch, zumalen von Einsichten und guter Beurtheilungskraft (denn von Thoren ist wohl keine Rede, wenn diese in ihrem Herzen sprechen, es ist kein Gott) hieran zweifeln würde, noch mehr aber, wenn er das Daseyn Gottes läugnen, und an dessen Statt ein blindes Ohngefehr, oder eine ewige Nothwendigkeit (Ausdrücke, die

in

in Wahrheit hierbey keinen Verstand haben) so wie die sich selbst überlassene Natur setzen, und einem oder dem andern alle Dinge in der Welt, alle Begebenheiten, als der ursprünglich- und ersten Ursach zuschreiben wollte.

Wie ich nun vorjezt nicht für nöthig halte, den Beweis von dem Daseyn Gottes weiter zu entwickeln, vielmehr das angeführte bey einem vernünftigen Menschen, für hinlänglich achte, so ist zugleich daraus klar, daß der Mensch aus Betrachtung der Welt, und der darinn enthaltenen Dinge, nicht allein die Würklichkeit Gottes, sondern auch seine Vollkommenheiten erkennen kann. Was ist das für ein Schöpfer, der ein so unermeßliches Weltgebäude hervorgebracht, der alles in eine, jedem seiner Natur nach entsprechende Verbindung und Ordnung gesetzt, und erhält, wo sowohl im ganzen, als in den Theilen, eine höchstbewunderungswürdige Kunst und Einrichtung zu finden, der die geschickteste Mittel und Absichten zu vereinigen gewust, der hierin so viele Macht, Weisheit, Güte und Wissenschaft offenbaret, daß billig ein jeder vernünftiger den Schluß machen muß, daß Gott die höchste Vollkommenheiten besitzen müsse. Nun ist allgemein bekannt, daß wir Menschen einen Unterschied ma-

chen, ein jeder nach seinen Fähigkeiten, zwischen dem größern und geringern, zwischen dem bessern und schlechtern, und daß wir jenes höher wie dieses achten. Würklich trift man schon solches bey den Thieren an, und die Erfahrungen hievon sind täglich, und stets in Menge wahrzunehmen. Da nun ein vernünftiger Mensch das Daseyn, und die Vollkommenheiten Gottes erkennen kann, so leite ich hieraus die ganz natürliche Folge, daß er auch die leztere, bey dem Vergleichungsvermögen, so er besitzet, von andern geringern unterscheiden, und bey ihrer Erkenntniß und Vergleichung, dieselbe als die größeste hochachten, mithin ganz kurz, daß er die Fähigkeiten zu einer Religion, als welche ich überhaupt, und in dem wesentlichen, in der Erkenntniß und Verehrung Gottes gesezt, besitze, und wie alle Kräfte in der Welt ursprünglich von Gott herrühren, auch solche von ihm erhalten haben müsse. Ich zweifle, ob hier in der Versammlung jemand hiergegen etwas einzuwenden haben mögte, nur verstehe ich noch jezt unter der Verehrung Gottes, weiter nichts, als eine Hochachtung desselben, in sofern sie aus seiner Größe und Vollkommenheiten und deren Erkenntniß entspringt.

Ich

Ich behaupte weiter, der Mensch hat von Natur die Anlagen zu einem Gefühl von Recht und Unrecht, und dieses Gefühl erwachet und äussert sich, sobald der Mensch in Verbindung mit andern Menschen tritt, und sich seine Geisteskräfte entwickeln. Von diesem Gefühl ist nun auch das Gefühl von Verbindlichkeit nicht zu trennen. Etwas ist Recht, darum muß man es thun, etwas ist Unrecht, darum muß man es nicht thun. Ich meyne dieses ist unter Voraussetzung der gedachten Umständen die ursprüngliche Sprache der Natur, mit welcher jeder Mensch bekannt ist. Es ist keine Nation auf Erden, sie mag groß oder klein seyn, wo dieses Gefühl nicht angetroffen wird, selbst bey den wildesten Völkern, wo man keine besondere Cultur findet, hat man die deutlichste Proben davon. Ich sage nicht, sie handeln allezeit nach diesem Gefühl, sondern nur, es ist bey ihnen zu finden. Man lese Rainals Geschichte von beyden Indien, Robertson und die verschiedene Reisebeschreibungen nach Ost- und Westindien, da wird man deutlich hören und sehen, wie die wildesten Völker in Africa, Asien und America, sogar in dem Innern dieser Welttheile von diesem Gefühl beseelt sind. Ich könnte hier Beyspiele von meiner Nation sagen, so wie

von denen an mein Vaterland grenzenden Fulier, Jaloffer und Negers, die man insgesamt für Barbaren oder ungesittet hält; aber mein Zeugniß soll hier nichts gelten. Ich berufe mich nur auf obige Schriften. Man wird darinnen Proben von Großmuth, Mildthätigkeit und Ausübungen des natürlichen Rechts, selbst von den Patagonier, Hurons und den Carraiben, die als die wildesten in America beschrien sind, antreffen. Sagt man, daß bey solchen allen nur hauptsächlich eine Art von Dankbarkeit wargenommen werde, so ist die Dankbarkeit eine Erkenntniß der empfangenen Wohlthaten, und der Obliegenheit, wieder dagegen gutes zu thun, diese aber nicht anders, als aus jenem Gefühl erklärbar. Wenn eine Sache bey allen Menschen angetroffen wird, so ist sie etwas allgemeines und mithin natürliches. Da nun die Natur des Menschen, ihr Ursprung, Einrichtung und Beschaffenheit ein Werk des Schöpfers ist, so werde ich hieraus sehr sicher schliessen, daß mehrbesagtes Gefühl und dessen Verbindlichkeit, von Gott, dem Menschen anerschaffen worden, und daß es zugleich die Absicht des Schöpfers war, daß dieses Gefühl von Recht und Unrecht, ein Gesetz oder Regel unserer Aufführung seyn soll.

Hier

Hier fiel nun die Lady Siffry dem Grafen in die Rede, und sagte: der Mensch hätte von Natur kein Gefühl von Recht und Unrecht. Er seye in dem Stand seiner Roheit und Wildheit, in allem einem Vieh zu vergleichen, und besitze weiter nichts, als thierische Instincte zu seiner Erhaltung, Vertheidigung und Fortpflanzung. Dasjenige, was man von dem Gefühl von Recht und Unrecht sagen wollte, seye durch die Erziehung und Unterricht demselben eingepflanzt worden. Es könnte freylich keine Gesellschaft von Menschen, ohne Gesetze, und wo Raub und Mord zulässig, bestehen, und aus diesem Grund damit ein jeder seines Lebens, und sonst des Seinigen gesichert wäre, hielte man diese Stücke, oder hätte solche für Unrecht erklärt, und diese Idee würde dem Menschen durch Unterricht, und Beyspiele der Bestrafung beygebracht. So wenig bey einem Menschen Ideæ innatæ zu finden wären, dergleichen sich einige Theologen von der Würklichkeit Gottes träumen lassen; gestalten die Erfahrung deutlich lehre, daß der Mensch keine Ideen habe, die er nicht durch die Sinne erlangt hätte, eben so wenig hätte der Mensch von Natur solche Empfindungen, und sie berufte sich auf wilde Menschen, die in der Wildniß ohne Cul-

tur, und ohne Gesellschaft anderer Menschen aufgewachsen, davon man schon mehrere Exempel hätte, wo man an ihnen von dergleichen nichts gewahr würde; sie bedauerte also, daß sie dem Grafen diesen Satz nicht zugestehen könnte, und noch mehr, wenn er in der Folge vieles darauf gebauet haben sollte ꝛc.

Allein die ganze Versammlung billigte den Vortrag des Grafens, indem derselbe nur von Anlagen geredet, und daß sich solche unter gewissen Umständen zur Thätigkeit entwickelten und reiften, und wenn der Mensch diese Anlagen von Natur nicht hätte, so könnte er auch dergleichen Gefühl niemalen, oder sehr schwer erhalten. Ueberdieses würde sein Lehrsatz durch die allgemeine Erfahrungen bestätiget, die niemand läugnen könnte. Noch in den neuesten Jahren seye Cooke auf seiner Reise nach dem Südmeer auf eine Insel kommen, wo vorhero, so viel man gehört, noch kein anderer Mensch von aussen her, gesehen worden, gleichwol nahme man sehr deutlich wahr, daß diese Insulaner ein Gefühl von Recht und Unrecht, so gut, wie die Europäer gehabt, ob sie gleich, wie diese nicht allzeit nach diesem Gefühle gehandelt hätten. Das natürliche Gefühle von Recht und Unrecht könnte zwar

wohl

wohl durch eine üble Erziehung, bösen Unterricht, schändliche Gewohnheiten, Affekten und Paßionen bey einigen gehemmet und ersticket werden, aber dahero ließe sich doch nicht schließen, daß solches bey den Menschen gar nicht anzutreffen seye, und wie die Lady selbst eingestehen muste, daß der Mensch von Natur gewisse Instinkte hätte, so könnte sie jenes durch die Erfahrung bestätigte Gefühle nicht läugnen, ob man wohl nach der oben angeführten Bemerkung gerne zugebe, daß keine Regel ohne Ausnahm seye. Der Satz des Grafen erhielte also Applausum und derselbe fuhr folgendergestalt fort: Meine angeführte Sätze wird also wohl kein vernünftiger Mensch läugnen können, da sie der allgemeinen Erfahrung und der eigenen Prüfung eines jeden entsprechen. Allein nun entstehet hier die wichtigste Frage in der Welt, welche Gesinnungen der Schöpfer gegen seine Geschöpfe, denen er diesen Grundtrieb verliehen und gleichsam dieses Gesetze vorgeschrieben, je nachdem sie solches beobachten oder nicht, hege? Hier wird nun zwar von einigen vorgegeben, daß die Welt, und alle Geschöpfe von Gott ursprünglich herrühren, daß solche durch seine Vorsehung regieret werde; daß auch insbesondere alle in des Menschen Herze gepflanzte Triebe,

und Neigungen sein Werke seyen; daß er aber dem ungeachtet auf die Gemüthsbeschaffenheit, und Aufführung der Menschen, als auf Wesen, die nach ihren moralischen Eigenschaften Gegenstände seines Wohlgefallens oder Misfallens seyn können, keineswegs eine Achtung habe; daß obgleich Gott dem Menschen das Gefühl von Recht, und Unrecht, als Mittel seine Absichten, welche er sich vorgesetzt hatte, durch sie zu erreichen, gegeben, er sich dennoch um Recht und Unrecht, noch um etwas, das demselben gleichförmig, nicht bekümmere, und daß Gott also kein Misfallen an der Uebertretung der Gesetze unserer Natur, noch Wohlgefallen an unsrem Gehorsam habe; daß wir also seinerseits keine Anstalten zu erwarten haben, um uns Merkmale seiner Gunst zu geben, wenn wir gethan haben, was Recht ist, oder seines Misfallens, wenn wir verrichtet, was Unrecht ist; daß die Menschen vermittelst der Gesetze der Natur mit allem für dieses Leben versehen seyen; daß dieses aber alles seye, was wir zu erwarten haben, und daß Gott durch Einrichtung und Handhabung dieser Dinge genug Vorsorge gethan habe, um die Welt in demjenigen Zustand zu erhalten, der seinen urspringlichen Absichten entspricht. Ich will dieses Sistem

nicht

nicht weiter ausführen, sondern versuchen, ob ich solches auf eine kurze und deutliche Art über einen Haufen werfen könne. Dem zufolge behaupte ich folgendes. Gott ist der höchste Gesetzgeber und moralischer Beherrscher der Welt. Er hat vermittelst des Gefühls von Recht und Unrecht, ein Gesetz in jedes Menschen Herz geschrieben, und in einen jeden Menschen das Gewissen gepflanzt, seine Handlungen zu billigen, oder zu misbilligen, nachdem sie gut, oder böse sind. Er ist auch auf die Aufführung eines jeden insbesondere aufmerksam. Er hat ein Gefallen, wenn die Handlungen der Menschen, denen von ihm gegebenen Gesetzen entsprechen, und ein Misfallen an Uebertretungen derselben. Er hat auch Anstalten gemacht sein Wohl- oder Misfallen durch solche Belohnungen oder Strafen zu bezeugen, je nachdem eine vollkommene Weisheit es zu dem Endzweck einer moralischen Verwaltung bequem und nothwendig finden wird, sowohl die Tugend zu unterstützen, als dem Laster den Muth zu benehmen; und obgleich Gott in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge durch keine Handlungen seinerseits ins Mittel trit, so daß er das vollkommen erfüllt, was die Vernunft von einem moralischen Beherrscher in Ansehung der endli-

chen

chen Belohnungen des Guten und Bestrafung des Bösen erwartet, so stehet ein anderer Zustand der Dinge bevor, in welchem der große Entwurf seiner moralischen Verwaltung völlig ausgeführt wird, und er als Richter der Welt einem jeden Unterthan seines moralischen Reichs wird Recht widerfahren lassen.

Dieses, hochansehnliche Versammlung! sind nun meine Sätze, die ich auch zum Umsturz obangeführten Sistems beweisen will. Sätze, die von der äussersten Wichtigkeit sind. Kann man beweisen, daß Gott nach meinen gelieferten Ideen ein solcher moralischer Regierer der Welt seye, so muß nothwendig dadurch in die Wagschaale der Tugend ein sehr großes Gewicht und zugleich ein mächtiger Abscheu für dem Laster, gelegt werden. Glauben die Menschen, daß Gott dereinst das Gute belohnen, und das Böse besonders bestrafen werde, daß sie durch jenes ihrem Schöpfer gefallen, und durch dieses ihm misfallen, so muß auch dieses gewiß eine Aufmunterung zur Tugend, so wie eine Furcht für bösen Handlungen bey ihnen erwecken. Ich will versuchen, ob ich dieses kurz und deutlich beweisen kann.

Ein jeder vernünftiger Mensch wird sich überzeugt finden, daß er selbst, sein Zustand,

sein

sein Vermögen und Fähigkeiten, seine Gemüthsart, seine Triebe und Neigungen Gegenstände seines Nachdenkens und Vorstellungen sind, so wie auch, daß der Schöpfer aller Dinge dieses Vermögen des Nachdenkens besitze, wodurch seine Existenz und seine Vollkommenheiten Gegenstände seiner eignen Vorstellungen werden. Dieses ist so deutlich, so sicher und unwidersprechlich, zumalen wenn ich Gott als ein weises verständiges Wesen gedenke, daß ich solches weiters zu erklären, oder nur durch die Erfahrungen in Absicht auf die Menschen zu erweisen, bey denjenigen für nöthig halte, die keine Einsichten besitzen, und auf dergleichen Erfahrungen an sich selbst nicht acht haben, wo von solchen ich dann niemand in dieser Versammlung vermuthe ꝛc.

Die Erfahrung lehret uns weiters, daß wir Menschen, bey denen uns von unserm Schöpfer mitgetheilten Fähigkeiten, und den in unser Herz gepflanzten Trieben und Neigungen, eine Vorstellung von Schönheit und Vortreflichkeit haben. Wir schätzen in unserer Bildung, und Einrichtung einige Dinge hoch, weilen sie uns im Leben von großem Nutzen sind; andere sind nicht allein nützlich, sondern kommen uns auch an sich selbst, als schön, belustigend und liebenswürdig vor.

Wir schreiben dem unendlichen Wesen den höchsten Verstand zu, und zwar mit Recht, und daraus folget, daß solches auch eine Vorstellung von der Vortreflichkeit seiner Vollkommenheiten haben müße. Es würde ein Widerspruch seyn, Gott im höchst möglichsten Grade alle Vollkommenheiten beyzumessen, und zugleich zu behaupten, daß derselbe daran keine Vortreflichkeit bemerke. Den herrlichsten Zustand der Existenz, der möglich ist, besitzen, und keine Empfindung davon haben, kein aus Betrachtung desselben entspringendes Vergnügen, das würde eine Behauptung seyn, die höchst ungereimt ein jeder ansehen muß.

Ich sage weiters, Gott ist unendlich gütig. Wir sehen die offenbare Fußstapfen seiner Güte in allen seinen Werken, in unzähligen Dingen, mit welchen die Vorsicht uns begabet, die nicht allerdings zu Unterhaltung des Lebens nothwendig sind, sondern blos zu unserer Belustigung gemacht zu seyn scheinen. Wir bemerken in dem allgemeinen Sisteme der Dinge um uns nichts, daß ein entworfenes, oder ausgeführtes Vorhaben verrathe die lebende Geschöpfe elend zu machen, sondern wie im Gegentheil alle Gesetze der Natur ohne Ausnahm auf das Wohl und Glückseligkeit der Schöpfung hinzielen. Güte, in so ferne dadurch

durch ein Bestreben bezeichnet wird, andern Wohlthaten zu erzeigen, solche glücklich und vergnügt zu machen, kommt uns Menschen immer vortreflich und liebenswürdig vor. Wie wir nun deutlich bemerken, daß Gott gut ist, und Ursach haben, ihm Güte im höchsten Grad zuzuschreiben, so müste derjenige auf den Satz des Widerspruchs nicht reflektiren, der bey dem unendlichen Verstand Gottes behaupten wollte, daß Gott keine Vorstellung von seiner Vortreflichkeit habe, und an seiner eigenen vollkommenen Güte kein Vergnügen finde. Wird wohl jemand so absurd denken, daß zwar Gott in seiner Natur höchst vortreflich und liebenswürdig seye, gleichwohl aber als das oberste und vollkommenste Wesen solches nicht bemerke. Ich geschweige hievon ein mehreres, und leite vielmehr abermals die natürliche Folge hieraus, daß wie Gott eine Vorstellung von der Vortreflichkeit der Güte hat, und dieselbe liebt und ausübt, ihm dasjenige, so der Güte entgegengesetzt ist, folglich das Bezeugen andern Unrecht zu thun, sie zu unterdrücken, sie elend und unglückselig zu machen, unliebenswürdig und häßlich scheinen und also ein Gegenstand seines Misfallens seyn müsse ꝛc.

Gott weiß auch was Recht und Unrecht ist, und reflektirt darauf. Da derselbe seinen Geschöpfen ein Vermögen eingepflanzet hat, vermittelst dessen sie, was Recht und Gut ist, einsehen, und demselben ihren Beyfall geben, und was Böse und Unrecht ist, verdammen, so folgt daraus, daß er selbst wissen muß, was Gut und Recht, was Böse und Unrecht sey. Denn er muß das nothwendig kennen, wovon er seinen Geschöpfen eine Einsicht gegeben hat. Gott reflektirt auch auf das Gute und Böse, das ist, es ist ihm beydes nicht gleichgültig. Wollte ich das Gegentheil behaupten, so müste ich nicht allein den Begriff, so uns die Vernunft von dem unendlich vollkommensten Wesen gibt, sondern auch demjenigen, so ich bishero erwiesen widersprechen. Ich müste in Gott eine Unvollkommenheit, und mit derselben zugleich eine Unempfindlichkeit, eine völlige Vernachläßigung des Guten und Bösen, eine Gleichgültigkeit in Absicht des Zustands seiner Creaturen statuiren. Dieses würde ein Mangel anzeigen, und nicht weniger eine Bösartigkeit veroffenbaren. Wird uns jemals die Vernunft dergleichen von dem Urbild aller Vortreflichkeiten und Vollkommenheiten nur vermuthen lassen? Was kann man wohl einem solchen Wesen, von

dem,

dem, was man Vollkommenheiten heisset, zuschreiben, daß in seinem Betragen kein Absehen auf Gutes und Böses, auf Recht und Unrecht hat. Ohne dieses hat keine Vortreflichkeit statt, da im Gegentheil, wenn man solches in der höchsten Vollkommenheit hat, nach allen unsern Begriffen, und Beobachtungen darin die höchste Vortreflichkeit besteht. Nichts kann unvernünftiger, unnatürlicher seyn, als vorgeben, das höchste Wesen, das die ganze Welt regieret, und eine Menge von Geschöpfen das Recht vom Unrecht zu unterscheiden fähig gemacht, werde selbst nicht die gehörige Achtung für diesen Unterschied haben, der doch einen rechtschaffenen moralischen Karakter ausmacht, und seinen Geschöpfen eine Aehnlichkeit mit seinen eigenen Vollkommenheiten giebt. Ich glaube, daß ich nunmehro erwiesen habe:

1) Daß wie Gott seine eigene Güte und Rechtschaffenheit sich als vortreflich gedenke und daraus Vergnügen und Glückseligkeit schöpfe; er auch, was diesem entgegen, als misfällig, als ein Gegenstand seiner Abneigung ansehe.

2) Daß Gott das Gefühl von Recht und Unrecht dem Menschen ins Herz gegeben, vor-

nehmlich aus der Ursach, daß der Mensch in seinen Handlungen sich darnach richten solle, und daß es ihm also auch wohlgefallen müße, wenn die Menschen demselben gehorchen, so wie im Gegentheil misfallen, wenn die Menschen dasselbe vernachläßigen und übertreten.

3) Daß es unmöglich seye, daß ein Wesen, das in der Güte und Rechtschaffenheit, Vortreflichkeit und im Gegentheil Häßlichkeit bemerke, dem das erste liebenswürdig, und das letzte hassenswerth vorkommt, nicht diejenige moralisch handelnde Wesen, die das Gute thun mit Beyfall und Liebe, und die das Böse und Unrecht verrichten, mit Misfallen und Abscheu ansehen sollte.

Hier stöhrte abermals Lady Siffry den Grafen in seiner Rede, und brachte folgendes vor: sie hätte gehört, daß derselbe die Güte Gottes in Absicht seiner Kreaturen herausstreiche, daß er solche nicht allein mit dem nöthigen, sondern auch mit dem, was zu ihrem Vergnügen und Belustigung gereiche, begabet; sie hätte weiters vernommen, daß derselbe auf den Satz vom natürlichen Gefühle von Recht und Unrecht noch immer baue. Was das erstere betrift, so müste sie

glau-

glauben, daß er mit der allgemeinen Idee von der besten Welt ebenfalls behaftet seye, und was das andere anbelangt, so könne sie noch nicht zugestehen, daß die Menschen dergleichen natürliches Gefühle hätten. Denn indem sie ihre Augen auf den Lauf der Dinge richte, so werde sie gewahr, daß der Untergang des einen die Entstehung des andern befördere. In der ganzen Natur seye die Zerstöhrung der Theile die unaufhörliche Nahrung, welche das ganze erhält, und unsere vorgeblich beste Welt ein gefräsiges Ungeheuer, das sich von sich selbst nähret, die Säfte seines eigenen colossischen Körpers trinket, mit eigenem Blute seinen Durst löschet, und seine Glieder verzehrt, um so durch sich selbst in seiner Kraft zu bestehen. Die Natur in ihrer Ordnung nehme mit einer Hand, was sie mit der andern austheile, und speise ein Theil ihrer Kinder mit ihren andern, die sie für die erste tödte, und zurichte. Die Erhaltung, das Wachsthum und die vollblühende Kraft eines jeden einzelen Geschöpfs beruhe ganz auf der Zerstöhrung des andern. Im Reiche der Vegetabilien sehe man, daß viele Gewächse verwesen, ehe andere hervorgehende Speisen wieder zu ihrer Vollständigkeit gelangen. Der Untergang des einen seye des andern Aufgang,

und Wachsthum. Im Thierreiche nehme diese Regel schon eine feindseligere Gestalt an. Der Löwe, der Tiger, der Wolf, und alle andere Raubthiere kennten keine andere Mittel der Selbsterhaltung, als Würgen. Der Habicht schone der zärtlich singenden Nachtigal nicht, und die süsse Sängerin fühle kein Erbarmen, wenn unter ihrem tödlichen Schnabel der sterbende Regenwurm sich unter den letzten krampfhaften Zuckungen des Schmerzens krümmet. Betrachte sie den Menschen, so sehe sie öfters, daß derselbe keine Grenzen für seine wüthende Begierden kennet, und wo seiner Kraft Schranken gesetzt sind, sich der Ränke und List in seinen Operationen bedienet, um stets unzufrieden mit seinem Zustand, seiner Glückseligkeit Zusätze zu verschaffen, und seinem Selbst alles aufzuopfern, was ausser ihm ist, und seines Freunds nicht zu verschonen, wenn er ihn unter die Füße treten kann, um eine Spanne höher zu steigen, oder ihn seines Vermögens zu berauben, um sich in Besitz desselben zu setzen. Fast seyen keine gesellschaftliche Verbindungen und Verhältnisse, welche nicht täglich Beweise geben, die den Menschen, als das raubgierigste, schädlichste, und gefährlichste Thier vorstellen, das unaufhörlich an dem Untergang anderer arbeitet,

um

um sein Selbst, in welcher Begierde es auch hervorstechen mag, zu befriedigen. Dieser feindseligen räuberischen Neigung seye es zuzuschreiben, daß man Gesetze erfinden und geben müßen, so bald Menschen in gesellschaftlichen Verhältnissen zusammen wohnen sollten. Ohne solche Gesetze würde man es unmöglich halten, daß Menschen unter Menschen, selbst in polizirten Staaten ihrer Ehre, ihres Vermögens, ihres Lebens, oder ihrer Weiber und Kinder gesichert wären. Wo könnte man hier nun sagen, daß dieses die beste Welt wäre, und insbesondere, wo äussere sich hier das vorgebliche natürliche Gefühl von Recht und Unrecht? Der Ritter Aniden nahm hierauf die Parthie des Grafen, und sagte, derselbe hätte noch nicht behauptet, daß unser Erdball die beste Welt, oder das beste Theil des Weltalls seye. Indessen könnte doch jederman auf diesem unserm Wohnplatz die Güte Gottes erkennen und solche ohne Unterlaß empfinden, und was das Gefühl von Recht und Unrecht betreffe, so wäre schon erinnert worden, daß dieses bey manchen Menschen durch böse Erziehungen und allerley Leidenschaften könne erstickt werden. Es seyen hierbey zwey Fragen zu bemerken. Die erste, ob alle Menschen ein dergleichen natürliches Gefühl hätten;

ten; die andere, ob alle Menschen nach diesem Gefühle handelten? Das letzte könnte man läugnen, und doch dabey das erste behaupten, und so mit fiele ihr Einwand weg. Der Graf wurde hierauf gebeten fortzufahren, und dieser verfolgte nun seine Rede weiters. Nunmehro, fuhr also derselbe fort, hoffe ich mir die Gründe vorbereitet, und solche auf das deutlichste aufgestellt zu haben, aus welchen ich sicher schliessen kann: Gott ist ein moralischer Regent der Welt, und unter seiner Regierung können die Guten, die seinem Gesetze folgen, sich versichert halten, daß sie Gegenstände seines Beyfalls und seiner Huld seyen, daß er solches auch an den Tag legen und sie glücklich machen, so wie im Gegentheil daß die Ungehorsame sich seines Misfallens auf eine empfindliche Art werden zu versehen haben. Dieses ist unstrittig, was uns die Vernunft, die Natur von einem vollkommenen moralischen Beherrscher erwarten lässet, nehmlich die Gehorsame zu belohnen, und die Uebertreter zu strafen ꝛc.

Zwar hat Gott in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge eine solche Einrichtung vestgesetzet, daß mit der Ausübung der Rechtschaffenheit, Freude und Vergnügen, ja auch manchmal andere Vortheile in Absicht auf die Gesundheit,

guten

guten Namen und zeitliches Vermögen verbunden sind, so wie das Laster manches Leiden zur natürlichen Folge hat, und wir oft großes Elend als eine unvermeidliche Folge desselben wahrnehmen. Diese Einrichtung ist von großer Wichtigkeit, und zeiget offenbar, daß das höchste Wesen ein Freund der Tugend ist, und darinnen entdecket man schon Fußstapfen seiner moralischen Regierung. Denn so lang diese Einrichtung besteht, wird die Tugend gröstentheils ihre eigene Belohnung, so wie das Laster seine eigene Strafe seyn. Aber dieses kann nicht alles seyn, was man von einer zumalen unendlichen vollkommenen moralischen Regierung zu erwarten hat. Denn wenn Gott nicht auf eine andere Weise sein Wohl- oder Misfallen an seinen Unterthanen, nachdem sie seinem Gesetze gehorchet haben oder nicht, bezeigen würde, so wäre es eben soviel, als ob würklich kein Oberaufseher über unsere Aufführung wäre. Wenn man annimmt, eine solche einmal angeordnete Einrichtung könnte bestehen, ohne daß der Urheber derselben darauf Acht habe, dafür sorge, oder auf eine andere Art ins Mittel trete, so würde es eben soviel seyn, als wenn gar kein Gott wäre. Eine vollkommene moralische Regierung begreift das in sich, daß der oberste Regierer

rer auf einen jeden besonders aufmerksam seye, und daß er, je nachdem ihm dessen moralische Aufführung gefällt, oder misfällt, durch gewisse Handlungen sein Wohl- oder Misfallen auf eine empfindliche Weise an den Tag lege, und dieses liegt in dem Begriff von einer vollkommenen moralischen Regierung, die wir Gott zuschreiben müssen.

Welcher Mensch, der nur einige Einsichten besitzet, kann als etwas natürliches und vernünftiges behaupten, daß Gott in seiner Güte, Rechtschaffenheit, und Wahrheit keine Vortreflichkeit bemerke, daß diese keine Gegenstände einer belustigenden Betrachtung für ihn seyen, oder daß er Recht und Unrecht, Gutes und Böses kenne, allein bey der deutlichsten Einsicht ganz gleichgültig dabey bleibe, ohne das eine zu billigen, und das andere zu misbilligen, und ohne Absehen auf solches handele, daß er das Gefühl von Recht und Unrecht in das Herze seiner moralischen Geschöpfe gepflanzet habe, als eine Regel für ihre Aufführung, daß er aber weder ein Wohl- ode Misfallen an ihnen habe, nachdem sie diesem Gesetze gemäs leben, oder nicht, daß der Wohlgeartete und Gehorsame nicht um deswillen eher ein Gegenstand seiner Huld seye, noch der Lasterhafte

um

um seiner Verbrechen willen ein Gegenstand seines Misfallens werde, oder wenn der erstere ein Gegenstand seiner Huld und der leztere ein Gegenstand seines Misfallens ist, daß er niemals Anstalten machen werde, sie es empfinden zu lassen, und ob er gleich alles Ansehen und Macht hat, und einen jeden insbesondere vollkommen kennet, dennoch der Beste und Verdienstvolle durch eine Veranstaltung von ihm es niemalen besser haben sollte, ob er ihn gleich liebet; noch daß der Zustand des Verdienstlosen um seines Misfallens willen desto schlimmer seyn werde, daß die unterdrückte Rechtschaffenheit niemals soll in seinen Schutz genommen, noch das triumphirende Laster unter seinem Urtheil leiden werde. Wer dieses alles behaupten wollte, der müste Gottes unendliche Vollkommenheiten, und unter diesen seine Allwissenheit, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit, und überhaupt dessen Vorsehung läugnen. Er müste vorgeben, Gott seye kein moralischer Regierer der Welt, zu geschweigen, daß dieses alles mit der Achtung für die Tugend nicht könnte bestehen, als welche aus der urspringlichen Einrichrichtung so stark hervorleuchtet.

Dieses ist nun die Sprache der Natur von der Regierung Gottes. Man muß der Natur Gewalt anthun, und sich den Empfindungen des Herzens widersetzen, wenn man, wie eben gedacht, entgegengesezte Vorstellungen annehmen wollte. Ich gehe nun weiter, und behaupte, wie ich schon angeführt, daß die Absicht und der Entwurf einer vollkommenen moralischen Verwaltung in diesem gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht vollkommen ausgeführt sind, das ist, wir sehen nicht, daß zwischen dem Guten und Bösen, in allen Absichten ein solcher Unterschied gemacht werde, wie man es unter einer vollkommenen, gerechten, und unpartheyischen Regierung, vernünftigerweise erwarten sollte. Ich habe die ursprüngliche Einrichtung der Natur, und die Gesetze derselben, welche der Tugend günstig sind, bemerket. Wir sehen aber doch, daß in Absicht auf die Austheilung der Geschenke der Vorsicht, welche keine Verbindung mit der Tugend haben, und keine natürliche Früchte, und Folgen von derselben sind, als Geburt und andere Zufälle dieses Lebens, nicht in jedem Fall der Unterschied zwischen den bösen und guten beobachtet werde, ja die Austheilung der Vorsicht ist gröstentheils ohne Unterschied. Es ist eine richtige Anmerkung von einem

einem alten Könige der Juden, (20) daß kein Mensch, weder Liebe noch Haß, aus allem dem erkenne, das er vor sich hat. Es begegnet einem, wie dem andern, dem Gerechten, wie dem Gottlosen. Die Erfahrung lehret es, daß es manchmal dem Gottlosen wohl gehe, und daß er in einem glücklichen und vergnügten Zustande zulezt sterbe. Auf der andern Seite nimmt man oft wahr, daß die beste und verdienstvolle Menschen in den tiefsten Jammer versunken sind, in Krankheit und Gebrechen des Leibs, in Armuth und Mangel, in Beschimpfung und Verachtung. Was dabey am meisten in Betrachtung kommt, ist, daß sie in unzehligen Fällen bis auf den Tod gelitten haben, um der Wahrheit und den Vorschriften ihres Gewissens, und den Gesetzen ihres Schöpfers zu gehorsamen. Sie sind in die Hände grausamer Verfolger überliefert worden, die ihnen die ausgesuchteste Marter und Tod angethan haben. Wer mit der Geschichte der Welt bekannt ist, der weiß, daß diejenige, welche ihrem obersten Beherrscher haben getreu und gehorsam seyn wollen, oft solchen Leiden, wie diese, ausgesetzt gewesen, und zur Vertheidigung der Sache

(20) Salomo, Pred. 9 Cap.

der Wahrheit, Unschuld und Rechtschaffenheit; das Leben, und wenn man annimmt, daß der Tod eine gänzliche Auslöschung desselbigen seye, ihr Daseyn verlohren haben.

Nun frage ich Sie, hochansehnliche Versammlung! Sind dieses Begebenheiten, die man unter einer moralischen Regierung eines unendlich vollkommenen Schöpfers erwarten sollte? Können sie mit den allerersten Grundsätzen, die die Vernunft von der Liebe Gottes und seiner Achtung für die Tugend, uns an die Hand giebt, bestehen, oder mit seinem Misfallen an dem Laster, vorausgesetzt, daß der Schauplatz mit dieser Welt völlig geschlossen werde? Soll in einer vollkommenen moralischen Verwaltung die Tugend nur in einem einzigen Fall, in einer einzigen Person am Ende unglücklich seyn? Soll das Unrecht, so die Guten in der Sache der Rechtschaffenheit leiden, niemals vergütet werden, oder soll zulezt das Laster über die Redlichkeit und Tugend triumphiren? Können die Sachen also unter einer vollkommenen moralischen Regierung, die einem jeden nach seinen Werken vergelten wird, beschaffen seyn? Nein, hiergegen setzet sich die Vernunft. Wer so etwas behaupten wollte, der müste die moralische Regierung Gottes bey den

Men-

Menschen läugnen, er müste also zugeben, daß Gott nicht unendlich vollkommen seye, er müste die Begriffe, die wir von dem unendlichen Wesen haben, aufheben. Da nun dieses eben so viel ist, als behaupten, es seye kein Gott, wenigstens kein unendlich vollkommenes Wesen, so können nur dergleichen Gedanken, diejenige hegen, die nicht vernünftig denken, und von welchen ich denn niemand in dieser hochansehnlichen Versammlung vermuthe. Ich leite nun hieraus auf eine unwidersprechliche Weise die sichere Folge, daß der Entwurf einer moralischen vollkommenen Regierung, in dieser Welt nicht ausgeführt ist. Niemand kann es läugnen, wie ich schon gemeldet, daß die Tugend und die Unschuld in vielen Fällen die größeste Leiden, und selbst den Tod auszustehen hat, ohne daß hier in der Welt die oberste Macht etwas für sie thue, und im Gegentheil, daß das Laster öfters bis ans Ende glücklich ist, ohne, daß man eine Ahndung höhern Orts bemerke. Was soll ich nun hierbey denken? Soll ich sagen, Gott vertritt nicht die Stelle eines moralischen Regenten, so würde ich etwas behaupten, das, wie gesagt, höchst unvernünftig ist, und mit allen unsern Begriffen von den göttlichen Vollkommenheiten, nicht bestehen kann. Was

uns

muß ich also hieraus schliessen? Gewiß nichts anders, als der Schauplaz werde in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht beschlossen werden, wir werden nach dem Tod fortdauern, und der Entwurf einer moralischen Regierung, von welcher wir in dieser Welr den Grund sehr deutlich gelegt sehen, werde in jenem Zustand des Daseyns zur Vollkommenheit gebracht werden. Ich wiederhole es nochmals, und wie sollte ich in einer so äusserst wichtigen Sache es nicht deutlich und überzeugend zu machen suchen. Wenn Gott die Stelle eines moralischen Regenten vertritt, so dörfen wir keineswegs zweifeln, daß diese Regierung nicht höchst vollkommen seye, und niemand gerechte Ursach haben werde, sich zu beklagen. Wenn es aber ein einziges Beyspiel giebt, wo jemand in der Unterstützung der Unschuld und Wahrheit zu Grunde gegangen, so wäre es anders, und eine Ursache zu klagen vorhanden. Gott hat dem Menschen in das Herz gewisse Grundtriebe, wie ich schon gezeigt, und die nicht in Abrede zu stellen, gepflanzt, dabey seine Absicht war, daß er seine Aufführung darnach einrichte. Wenn die Menschen nun nach diesen Grundsätzen handeln, so sind sie schon oft in die Verbindlichkeit gekommen, alle zeitliche Besitzungen und das

Leben selbst fahren zu lassen. Sie musten auf diese Sachen Verzicht thun, oder ihr Gewissen verletzen und dem Willen Gottes entgegen handeln, und dennoch soll unter einer vollkommenen moralischen Regierung, wo solche Opfer für die Sache der Tugend die grösseste Achtung verdienen, ihnen keine genugsame Erstattung für diese Leiden geschehen, sondern sie sollen in den Tod und in eine völlige Vernichtung versinken, und nicht im geringsten von den schlechtesten und ruchlosesten Menschen unterschieden werden. Hiergegen empöret sich der gesunde Menschenverstand. Man müste, wenn man dieses behaupten wollte, die unendliche Vollkommenheiten Gottes, und somit das Wesen Gottes aufheben. Man würde nothwendig auf die absurdeste Sätze verfallen müssen. Giebt es also eine vollkommene moralische Regierung, die ein jeder vernünftiger Mensch, sobald er nur einen Gott von unendlichen Vollkommenheiten setzet, behaupten muß, so muß auch vermög der schon geäusserten Betrachtung und Gründen ein zukünftiger Zustand nach dem Tod seyn. Will man das erstere annehmen, so muß man auch das leztere behaupten. Eines fließet aus dem andern.

Ich

Ich sage weiter. Ist es nicht höchst natürlich, ja unvermeidlich für die unterdrückte Unschuld und Tugend, die unter Verfolgung, und übler Begegnung aller Arten leidet, auch Marter und Tod erduldet, zu jener Macht dort droben, um Erstattung und Befreyung ihre Augen empor zu richten, und ihre Zuflucht zu nehmen. Nichts kann sich gegen die Vernunft so sehr sträuben, und dem Begriffe, so wir von dem unendlichen Wesen haben, so sehr entgegen seyn, auch das Gemüth so sehr überwältigen, als der Gedanke, daß es keine solche Macht gebe, oder, daß keine Freundschaft, keine Beschützung von ihr zu erwarten seye. Wenn man von diesen Dingen eine Beredung hat, so muß die Welt in der That einen finstern Auftritt vorstellen, und die große Familie Gottes ohne ein Haupt zu seyn scheinen, weil man siehet, daß die Absichten einer Regierung, welche die wesentlichste sind, keineswegs erreicht werden. In welchem Verstand könnte man wohl sagen, Gott seye ein Regierer der moralisch handelnden Wesen, wenn er weder auf ihre gute noch böse Handlungen Acht hat? Sie müssen also schlechterdings, was sie wollen, in Absicht auf ihn thun können, von welchem sie, wie sie immer leben mögen, weder Liebe noch Haß

erwarten können, nichts zu hoffen, noch zu fürchten, und wie man wohl sagen kann, mit dem sie gar nichts zu schaffen haben. Hier hat gewiß kein Tertium, kein Mittelding statt. Entweder müssen wir Gott als unsern moralischen Regenten ansehen, mit welchem wir also in einer sehr nahen, und der allerwichtigsten Verbindung stehen, oder wir müssen denken und handeln, als ob gar kein Gott über uns wäre. Was bey dieser Sache von der höchsten Wichtigkeit ist, ist das, daß unsere Einrichtung uns natürlicherweise verleitet, auf den Begriff von Gott, als unsern moralischen Regenten, dem wir in allen Wegen Rechenschaft geben müssen, zufallen. Dahingegen, wenn wir solche Vorstellungen von einem unendlichen verständigen Wesen, das die Ursach aller Dinge ist, das uns das Gefühl von Recht und Unrecht gegeben hat, und dannoch auf unser moralisches Betragen nicht achtet, unterhalten, unsern natürlichen Begriffen von der Ordnung der moralischen Welt die äusserste Gewalt angethan, das Gemüth völlig zerrüttet wird, und sich in Bestürzung und Mißvergnügen verliehren muß. Und hiemit habe ich nun, fügte der Graf noch hinzu, wie ich hoffe, einen hinlänglichen Beweis für die Religion geliefert, daß man nemlich Gott,

als unsern Schöpfer, Gutthäter und moralischen Regenten anzusehen, und zu verehren habe, daß dieser auch verlange, daß man das Gute und Recht ausüben, das Böse und Unrecht aber vermeiden solle, und daß man sich durch das erstere sein Wohlgefallen, und durch das letztere sein Mißfallen erwerben würde, ja, daß er solches werde auf eine empfindliche Art an den Tag legen, so wie auch, daß der Entwurf der moralischen Regierung Gottes, in jener Welt erst völlig ausgeführt, und also der Mensch nach dem Tode fortdauren werde, wo denn zugleich die Unsterblichkeit der Seele als eine unmittelbare Folge hievon, ohne mit einem Worte ihrer vorgeblichen Immaterialität zu erwehnen, dargethan worden. Und hier hörte der Graf auf zu reden. Hingegen nahm die Lady Siffry das Wort, und sagte, sie wollte die Gründe des Grafen nicht weiter bestreiten; allein wir Menschen könnten das ganze Weltall nicht übersehen. Es könnte Dinge in sich enthalten, die sich der Fortdauer des Menschen widersetzten, und also wäre es doch mit derselben nicht so sicher. Der Ritter Umden versetzte, daß man mit diesem Einwurf alle Dinge für die Zukunft unsicher machen könnte. Wenn erwiesen ist, daß Gott den Menschen zur Fortdauer nach dem Tode be-

bestimmt, so seye auch schon zugleich dargethan, daß sich in dem Weltall nichts befinde, so sich dieser Fortdauer widersetzen könnte. Wohl, fieng hierauf der Herzog von B. an: Ich habe die Sache niemalen so eingesehen, wie sie der Graf vorgetragen. Ich war zwar überzeugt, daß Gott seine Creaturen, vermöge seiner unendlichen Weisheit und Güte so glücklich machen würde, als solches nach dem Maas ihrer Receptivität, und in Rücksicht ihrer Verbindungen möglich seye, ob mir gleich jene Fortdauer nicht einleuchten wollte. Ich konnte gar wohl begreifen, daß es Gottes unendlicher Macht etwas leichtes seye, den Menschen nach dem Tod fortdauern zu lassen, ihn in andere Verhältniße zu setzen, und mit allem dem auszurüsten, was hierzu erforderlich wäre, aber an dem Willen Gottes zweifelte ich, worzu mich die Vorstellung von der Beschaffenheit der Seele verleitete. Nun sind mir die Gründe des Grafen nicht allein sehr schmeichelhaft, sondern auch überzeugend vorkommen, und ich hoffe nunmehr nach dem Tode fortzuleben, und diese Hofnung soll mich jezt so mehr antreiben, nach dem, was Recht und gut ist, zu streben, als das Böse und Unrecht zu meiden, dabey meinen Schöpfer zu lieben und zu loben, und das soll meine Religion seyn.

Die Lady Effren fragte hierauf den Herzog, ob er denn kein Christ seye, und warum er dieses nicht seyn wollte? Was Christ! antwortete der Herzog. Soll ich einer mit so vielen Absurditäten angefüllten Religion beypflichten, und meine Vernunft und Sinne verläugnen, oder gar dieselbe den Meynungèn und abgeschmakten Lehren einiger fanatischer Priester, die den Namen der Theologen führen, unterlegen, und was diese nach ihrer kurzen Einsicht aus Vorurtheil oder Interesse vorgeben, glauben, das seye ferne von mir. Der königliche Hofprediger, Herr Lotter, äusserte hierauf gegen ihn, er hätte jenes gar nicht Ursach zu thun, er könnte den völligen Gebrauch seiner Vernunft und Sinne beybehalten, wenn er ein Christ seyn wollte, und er müste aus seinen Reden schliessen, daß er entweder noch nicht eigentlich wisse, worin das Christenthum bestehe, oder wenigstens dessen Lehren noch nicht vernünftig geprüfet habe. Was, antwortete der Herzog, man gestehet ja selbst ein, daß im Christenthum Lehren seyen, die über die Vernunft giengen, und solches enthielte auch dergleichen, die gegen die Vernunft wären, wie würde man da gestatten können, solche vernünftig zu prüfen, sogar dasjenige, was die Christen der Ottomannischen,

oder

oder sonst einer heidnischen Religion von Aberglauben, und menschlichen Erdichtungen vorwerfen, könnte man eben so auch ihnen entgegen setzen. Man sollte nur den Grafen Richard fragen, wie ihm die Lehren der Christen vorgekommen, als er zum erstenmal, da er von ihnen nicht durch Erziehung und Vorurtheil eingenommen, eine Beschreibung davon gehört hätte. Herr Lotter antwortete ihm abermals, er vernehme aus allem, daß derselbe noch keinen Begrif von der reinen christlichen Religion hätte, sondern solche sich in einem falschen Lichte vorstellte, wenn er die Gütigkeit hätte, ihn anzuhören, so wollte er ihm und der Versammlung eine wahre Vorstellung davon machen, und schmeichelte sich zum voraus, daß solche Beyfall finden würde. Der Herzog ließ sich dieses gefallen, und die ganze Versammlung bat den Herrn Lotter, solches zu bewerkstelligen, und dieser fieng seinen Vortrag folgender Gestalt an:

Es ist mir gar wohl begreiflich, daß die falsche Vorstellung des Christenthums Zweifel und Abneigung gegen dasselbe erwecken muß, besonders, da des Streitens über besondere Gegenstände desselben, unter den Christen kein Ende ist, und ich gebe dabey gerne zu, daß gewisse bekannte

Secten der Christen solche Lehren hegen, wogegen sich allerdings der gesunde Menschenverstand empören, oder wobey man Vernunft und Sinne verläugnen müsse. Aber hier kommt es nicht darauf an, wie das Christenthum in diesem oder jenem theologischen Lehrbuch vorgetragen wird, oder wie dieser oder jener Lehrer solches aufstellt, und seinen Meynungen anpassend macht, auch nicht, wie es von dieser oder jener christlichen Parthie gelehret wird, sondern wie es in und an sich selbst beschaffen. Man muß erstaunen, wenn man höret und siehet, was manche Christen lehren und glauben, und dadurch das Christenthum in den Augen anderer verunstalten, ja gar dasselbe zum Spott und Gelächter machen. Eine christliche Parthie verdammet die andere, und diese beschuldiget jene eines falschen Vortrags menschlicher Erdichtungen und Zusätze, welches denn zur nothwendigen Folge hat, daß viele Personen, die das Christenthum nach seinem wesentlichen noch nicht eingesehen und geprüfet, nicht die beste Vorstellungen davon haben müssen. Abgesondert aller solcher Zusätze, bestehet dasselbe hauptsächlich in der Liebe Gottes und des Nächsten, vereiniget mit Motiven zur Rechtschaffenheit, die sich auf ein Leben nach dem Tod beziehen. Die

christliche Religion und ihre Entstehung ist in einem Buch, welches man insgemein die Bibel nennet, verfasset und begriffen. Allein auf dieses Buch beziehen sich alle christliche Secten mit ihren Meynungen und besondern Lehren, ja bald ein jeder mit seinen Grillen, die er mit jenen in diesem Buch ganz evident finden will. Der Schwärmer beruft sich darauf mit seinen Einsprachen, der Katholick mit seiner Hierarchie, sogar der Physiognom mit seinen Hypothesen, und wollen diese Dinge sonnenklar darin gerechtfertiget antreffen. Es ist daher nöthig, daß ich von diesem Buch zuerst etwas besonders sage. Weit entfernt zu behaupten, daß alle Worte und der ganze Inhalt dieses Buchs, den Schreibern desselben, von Gott gleichsam in die Feder dictirt, oder wie man sagt, inspirirt, oder eingegeben worden, bemerke ich zuförderst, daß manche Ausdrücke und Erzählungen in demselben local sind, daß sie den Zeiten, Redens- und Vorstellungsarten, sogar den Meynungen der Menschen, unter denen es geschrieben worden, entsprechen. Hierüber darf man sich nun nicht wundern, da solches für die damalige Zeitgenossen zuerst, und zunächst geschrieben war, auch dieses ganz natürlich und bey allen Büchern, die in dieser oder jener

Zeit aufgesezt worden, zu finden ist. Wenn wir also in diesem Buch das Wesen und die Eigenschaften Gottes, nicht mit den anjezt unter uns gewöhnlichen abstracten Begriffen vorgetragen finden; wenn besonders in dem erstern Theil desselben Ausdrücke vorkommen, z. B. Gott wohnet über den Wolken in dem Himmel, übersiehet von da, was auf Erden geschiehet, wird durch die Sünde der Menschen zum Zorn und Rache gereizt, lässet sich durch ihre Bekehrung wieder zur Reue bewegen, verstocket die Herzen der Menschen, lässet durch seine Engel dieses und jenes verrichten, u. s. w. so sind diese Beschreibungen der simpeln sinnlichen Volks- und Menschensprache, jener Zeiten angemessen, wo die schwache Vernunft sich noch nicht konnte drüber hinausheben. Eben also verhält sichs mit dem zweytern Theil dieses Buchs und dessen Verfaßern, als bey welchen verschiedene Meynungen, Vorurtheile und gewisse Vorstellungen von Sachen, die zu ihren Zeiten herrschend waren, ebenfalls noch wahrzunehmen sind. Dieses vorausgesezt, und welches man bey Lesung dieses Buchs stets vor Augen haben muß, bemerke ich weiter, daß in dem ersten Theile desselben, so das alte Testament genennet wird, uns die Haushaltung Gottes, die derselbe

mit

mit der jüdischen Nation geführt, und die ihm beygemessen wird, beschrieben werde. Da sehen wir das denselben gegebene Gesetz nur bloß mit zeitlichen Belohnungen und Strafen verstärkt. Es wurde diesem Volk alles Wohlergehen verheißen, so lang es dem Gesetze Gottes gehorsam seyn werde, und hingegen großer Jammer gedrohet, wenn es sich wider Gott empören würde, welches denn bey diesem unpolitizirten Volk, das nur noch an rohe Begriffe gewöhnt war, bloß sinnlich dachte, und nur auf das Gegenwärtige sahe, nicht wohl anders thunlich war. Diese ganze Oekonomie ist abgeschaft worden; hingegen wird uns in dem andern Theile dieses Buchs, so das neue Testament genennet wird, ein Lehrer aufgestellt, der eine Religion einführt, die zur Absicht hat, und die darzu eingerichtet ist, daß sie allgemein werde, und seine Gesetze und Lehren werden durch Bewegungsgründe verstärkt, die von einer zukünftigen Welt hergenommen sind. Dieser Lehrer hat die Unsterblichkeit an das Licht gebracht. Er hat den Gerechten Leben und Seligkeit, und den Empörern und Ungerechten einen Zustand der Strafe nach dem Tod angewiesen. (21) Er leh-

(21) Matth. 25.

ret uns, daß die Menschen über die Anwendung der ihnen anvertrauten Talente, werden zur Rechenschaft gefordert werden, und zeigt uns weiter in der gemeinsten deutlichsten Volkssprache an, daß, wenn der faule und böse Knecht werde verworfen und gestraft werden, so werde der getreue, der auf seines Meisters Wille, und das ihm aufgetragene Geschäft aufmerksam war, angenommen, und belohnt werden, und zwar mit dem Ebenmaße des Gebrauchs, so sie davon gemacht haben. Der große Richter werde das ganze menschliche Geschlecht zur Rechenschaft ziehen. Er werde sie nach ihren würklichen Charaktern absondern, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet (22), so daß die Gottlosen in eine ewige Strafe, die Gerechte aber in das ewige Leben gehen werden. Er lehret, daß die um Gerechtigkeit willen leiden, sollen das Reich des Himmels ererben, und daß in dieser Rücksicht ihr Leiden für sie eine Ursach sehr großer Freude seye. (23) Er zeigt uns, daß die nur Gott wohlgefallen, die seinen Willen thun, und daß alle Hofnungen, die sich auf etwas anders gründen, auf Sand gebauet seyen. (24) Seine Boten sa-

(22) Matth. 25. (23) Matth. 5. (24) Matth. 7.

sagen uns nach ihm das nemliche, daß denen, die mit Geduld und guten Werken nach Herrlichkeit, Ehre und Unsterblichkeit trachten, das ewige Leben sol gegeben werden, aber die der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit; Ungnad, Zorn und Trübsal aufbehalten seye, (25) daß weder die Ungerechte, noch die Hurer, noch die Diebe, noch die Geitzigen, das Reich Gottes ererben werden, (26) daß denen aber, die ihren Lauf glücklich vollenden, eine Krone der Gerechtigkeit aufbehalten seye: denn was der Mensch säet, das würde er auch ernden, wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernden, wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geist das ewige Leben ernden. (27) Daß wir nicht müde müssen werden gutes zu thun, denn wir würden auch zu seiner Zeit ernden ohne Aufhören. So wie nun dieser Lehrer mit seinen Boten deutlich auf einen zukünftigen Zustand, wo Belohnungen und Strafen ausgetheilt werden, weise, so brauchen sie auch die stärkste Ausdrücke, und die nachdrucksvolleste Metaphern, die Glückseligkeit der Gerechten, und die Strafen der Gottlosen, und bis

zum

(25) Röm. 2. (26) 1 Cor. 6. (27) Gal. 6.

zum Ende unbusfertigen vorzustellen. Da aber alle Menschen mit Verschuldungen und sittlichen Unvollkommenheiten beladen sind, alle gesündigt haben, und des Ruhms vor Gott mangeln, (28) so wird in dem Namen dieses Lehrers allen Nationen Buse und Vergebung der Sünde geprediget, und es wird gesagt, daß, wenn der Gottlose seine Wege verläßt, und wiederum zum Herrn kehret, er sich seiner erbarmen, und ihm vielfältig verzeihen werde, daß kein Verdammliches mehr an denen seye, die in Christo Jesu sind, das ist, die nach seiner Lehre wandeln. (29) Die Menschen werden auch von diesem großen Lehrer, und seinen Boten deutlich unterrichtet, daß keine sündenlose Vollkommenheit, sondern nur eine Aufrichtigkeit erfordert werde, um Gott zu gefallen. Sie werden auf alle mögliche Weise zum Gehorsam aufgemuntert, und wie uns von ihnen unsere Pflichten vorgeschrieben werden, so werden zugleich die kräftigste Motiven mit angehängt, die die Menschen zu Ausübung dieser Pflichten ermuntern sollen. Die Menschen sollen Gott lieben, aber dabey stehet auch, er habe sie zu-

(28) Röm. 3. (29) Röm. 8.

zuerst geliebet, (30) er werde alsdenn die Menschen wieder lieben. (31) Sie sollen Gott vertrauen, und sie würden nicht zu Schanden werden. Sie sollen ihren Schöpfer anrufen, und er wolle sie erhören. Sie sollen sich zu ihm bekehren, denn er seye barmherzig, u. s. w. Mehr belobter Lehrer mit seinen Boten, reden in allem eine solche Sprache, die jedem redlichen Gemüth wohlgefällig und angenehm seyn muß. Das Ansehen Gottes tritt ins Mittel, unsern Glauben an eine sittliche Regierung Gottes festzusetzen, und solche Maasregeln seiner Verwaltung deutlich vorzulegen, welche allen, die ohne Vorurtheile gründlich zu denken gewohnt sind, seiner unbefleckten Reinigkeit und unendlichen Güte, höchst würdig vorkommen müssen. Macht und Verstand in ihrem grösten Umfang von Güte und Rechtschaffenheit abgesondert, müssen groß und schrecklich scheinen; allein sie sind nicht liebenswürdig. Sie werden es dann erst, wann sie unter dem Einfluß der Güte stehen, und wann wir in einem Wesen von seinem Charakter, Rechtschaffenheit und Güte absondern, so bleibt in unsern Begriffen von demselben nichts mehr übrig, das unser Gemüth vortreflich heissen kann.

Es

(30) 1 Joh. 4. (31) Joh. 14.

Es ist hieraus offenbar, daß der Stifter des Christenthums mit seinen Boten die Menschen das nehmliche von der moralischen Regierung Gottes lehret, was uns die Vernunft davon an die Hand giebt. Derselbe erläutert die Regierung Gottes noch mehr als die Vernunft, und leget sie jedem Menschen auf das kräftigste an das Herz. Er sagt einem jeden Menschen sehr deutlich alles dasjenige, was er nöthig hat zu thun und zu lassen, und woraus er sicher urtheilen kann, ob er ein Gegenstand der Huld seines Schöpfers seye, oder nicht, ob er Glückseligkeit oder Elend in einer zukünftigen Welt zu erwarten habe, und zwar auf eine vernünftige und deutliche, jederman begreifliche Art. Die natürliche Religion ist vortreflich. Sie zeigt uns die Größe unsers Schöpfers, sie lehret unsere Dependenz von demselben, sie sagt uns, wie wir sollen tugendhaft seyn, wie wir Gott, und unsern Nächsten lieben, die Laster meiden, und nach einer Aehnlichkeit mit unserm Schöpfer im Guten trachten sollen. Allein was für Abstractionen werden erfodert, dieselbe, und die Gründe ihrer Verbindlichkeit in ihrem Umfang zu erkennen, wenn sie ohne falsche Zusätze, Schlüsse und Folgen rein bleiben solle. Welcher Theil der Menschen ist hierzu fähig, und wie

tief

tief und weit hergehohlet sind die Motiven, die uns zu Ausübung unserer Pflichten in derselben vorgelegt werden. Das erste Gesetze in der Natur ist: liebe dich selbst, und hieraus leitet man durch einen Schluß nach dem andern die Pflichten der Menschen gegen, und unter sich her. Ich sage nochmals, wie wenige der Menschen sind der Erkenntnis dieser Religion in ihrer Reinigkeit und Ausdehnung fähig. Wie leicht ist es, falsche Schlüsse zu machen. Ich darf mich hier nur auf die Erfahrung berufen. Wo ist ein Sistem der natürlichen Religion, so die Menschen aufgestellt, das nicht ohne Fehler, oder in seinem Umfang in diesem und jenem nicht ist angefochten worden? Welcher Theil der Menschen ist im Stande, hier zu untersuchen und zu entscheiden? Allein der Stifter des Christenthums lehret, wie schon gedacht, die Menschen die Pflichten, die ihnen die natürliche Religion vorschreibt, unter dem Vorgeben eines göttlichen Gesandten, mit der grösten Deutlichkeit und Anmuth. Ich will hievon nur etwas weniges anführen. Die Vernunft, die Natur des Menschen lehret deutlich, daß derselbe ein gesellschaftliches Wesen seye, und daß verschiedene seiner vornehmsten Fähigkeiten den Stand der Gesellschaft zum Gegenstand haben.

ben. Die Gabe der Rede ist schon hinlänglich einen jeden davon zu überzeugen. Die natürliche Religion, das natürliche Gesetz, lehret uns die Rechte der Gesellschaft und daß ich meinem Nebenmenschen Guts thun solle. Lasset uns hören, was oft besagter Lehrer hievon spricht: Ich gebe euch ein neu Gesetz, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch geliebt habe; (er liesse aber aus Liebe sein Leben für die Seinen,) hieran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt (32). Es ist keine größere Liebe, als sein Leben für seine Freunde dahin zu geben (33). Und welches waren die Freunde dieses Lehrers? Die Menschen aller Zeitalter, und aller Orten. Wer sollte wohl bey diesen von ihm so oft wiederholten Geboten der Liebe des Nächsten, bey jenem erhabenen Gesetze des christlichen Wohlwollens, und an seinem großen Beyspiel der Wohlthätigkeit, die er in seinem Leben, wie ich noch weiters bemerken werde, von sich geäussert, nicht daraus einen ungeheuchelten, wahrhaften und großmüthigen Menschenfreund zugleich erkennen. Die philosophische Moral, Gründe die aus der Vernunft, und Na-

tur

---

(32) Joh. 13. (33) Joh. 15.

tur gezogen, lehren uns, daß es stets, und zu erst um die Vervollkommung des menschlichen Herzens zu thun seye. Dasselbe ist die allgemeine Grundquelle aller Leidenschaften. Jener Lehrer lässet sich damit nicht begnügen, den äussern Handlungen der Menschen Regeln vorzuschreiben, er giebt auch denselben Gebote, die sich in die tiefsten Falten des Herzens hinein erstrecken. Ihr habt sagen gehört, spricht er, ihr sollt nicht ehebrechen; ich aber sage euch, wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der hat schon in seinem Herzen die Ehe mit ihr gebrochen (34). Ich frage wohl, was ist das für eine Lehre, die das gedachte Verbrechen, wie das Begangene verdammt? Es ist die Lehre eines ächten Naturkenners, der wohl wuste, wie der Mensch gemacht ist, und daß gewisse Gedanken seiner Seelen, gewisse Begierden, ihn unmerklich zum Verbrechen leiten können. Der wohllüstige Mensch würde hievon die Wahrheit unwidersprechlich bey sich selbst empfinden, wenn er durch alle Unreinigkeiten seiner Einbildungskraft hindurch sein Herz beobachten würde. Aus dem Herzen, spricht daher die-

ser

(34) Math. 5.

ser Lehrer, kommen her alle böse Laster. Der gute Mensch bringt aus dem Schatz seines Herzens Gutes hervor, und ein boshafter Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens (35). Welche Wahrheit liegt nicht in dieser Vorstellung? Die Erfahrung lehret deutlich, daß keine Leidenschaft dem gesellschaftlichen Geist mehr zuwider ist, als die Rache. Es ist auch keine, die das Herz, welches so unglücklich ist, davon besessen zu werden, auf eine grausamere Art tyrannisire. Der Stifter des Christenthums erkannte solches. Er verwarf eine so gefährliche dem gesellschaftlichen Wesen so unanständige Gesinnung. Er lehret sich nicht selbst zu rächen, vielmehr großmüthig zu seyn, und seinen Beleidiger durch Wohlthaten zu bezüchtigen. Ihr habt gehört, spricht er, daß gesagt ist, Aug um Aug, Zahn um Zahn: Ich aber sage euch, liebet eure Feinde, segnet die so euch hassen, bittet für die so euch beleidigen ꝛc. Er führet hierbey den kräftigsten Bewegungsgrund an, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel. Denn der lässet auch seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und regnen über Gerechte und Ungerechte (36). Gott

(35) Luc. 6. (36) Math. 5.

Gott verbreitet seine Wohlthaten über alle seine Geschöpfe. Er thut allen Guts, und wenn er nach allgemeinen Grundsätzen handelt, so sind die Abweichungen von diesen Grundsätzen auch Wohlthaten. Der Mensch soll also seinem Schöpfer hierinnen ähnlich werden. Er soll allgemein gutthätig gesinnet seyn. Seyd barmherzig, ist die weitere Ermahnung dieses Lehrers, denn euer Vater im Himmel ist barmherzig (37). Die natürliche Religion prediget die Toleranz. Man schreibt solches derselben als ein besonderes Prärogativ zu. Allein unser Lehrer befiehlet dieselbe ebenfals. Einige seiner Jünger verlangten, daß er diejenige, die es nicht mit ihnen hielten, ausrotten mögte, er sollte Feuer vom Himmel fallen lassen, und sie vertilgen. Was erhielten sie zur Antwort? Wisset ihr, welches Geistes Kinder ihr seyd? Ich bin nicht kommen der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten (38). Welche Menschen also seine Jünger sein wollen, die dörfen nicht ihres Gleichen verfolgen, darum weil dieselbe mit gewissen Worten oder Dingen nicht die nehmliche Ideen verbinden, die sie damit verbunden haben, oder mit ihnen nicht ei-

---

(37) Luc. 6. (38) Luc. 9.

nerley religiöse Meynungen hegen. Sie dörfen kein Feuer und Schwerdt brauchen, sie zu vertilgen. Die Natur des Menschen lehret uns, daß derselbe ein empfindsames sinnliches Wesen seye, und daß er Neigungen habe. Unser großer Lehrer wuste wohl, daß des Menschen Begehrungsvermögen müste Gegenstände haben. Allein was für Gegenstände stellte derselbe ihme hauptsächlich vor? Etwa irdische Güter, Reichthum, Ehre, und Wohllust? Keineswegs. Er lehret solchen, daß der Mensch nach dem Tode fortdauret, daß er nur auf eine kurze Zeit auf Erden seyn solle, daß er ein ander Vaterland zu erwarten habe, welches er den Himmel nennet, daß er also auf die Güter dieser Welt, so er gleichsam nur einige Augenblicke geniessen könnte, nicht hauptsächlich sehen, sondern nach solchen, die ewig dauren, sein Angenmerk richten soll. Sammlet euch, spricht er, nicht Schätze auf Erden, die die Würme, und der Rost verzehren, und wo die Diebe darnach graben und stehlen; sammlet euch aber Schätze im Himmel. Er vermahnet die Menschen zur Verläugnung der Welt, zur Mäßigung ihrer sinnlichen Begierden, zur Reinigkeit des Herzens, zur Rechtschaffenheit des Lebens, zur Geduld im Leiden, und giebt ihnen zulezt den kräftigsten Trost

in Aussichten, die sich auf einen Zustand nach dem Tode erstrecken. Schon aus der Vernunft können wir schliessen, daß unser Haupt-Gottesdienst in der innerlichen Verehrung Gottes bestehen, und also geistig seyn müsse. Unser Lehrer spricht: lernet, was diese Worte bedeuten: Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer (39). Er verlanget Barmherzigkeit, als die bezeichnete Sache, und nicht bloß das Zeichen. Die Zeit kommt, und ist schon jezt, daß die wahre Anbeter Gott im Geist, und in der Wahrheit anbeten werden. Denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist, und in der Wahrheit anbeten (40). Diese Worte erschöpfen alles, und können nicht erschöpft, sie können aber vergessen werden. Der blinde Aberglaube hat sie niemalen verstanden. Allein weil der Mensch ein sinnliches Wesen ist, und eine Religion, die alles auf eine reine Geistigkeit zurückführen würde, für ein solches Wesen nicht schicklich genug seyn könnte, so sorgte auch dieser Lehrer, daß die Sinne durch etwas äusserliches gerührt würden. Er sezte also auch einen äusserlichen Dienst fest, und verordnete zugleich gewisse Ceremonien, deren edle

(39) Math. 12. (40) Joh. 4.

Einfalt, und Bedeutung, wenn sie recht verstanden, und ohne menschliche Zusätze bleiben, dem besondern Zweck der Verordnung, und der Geistigkeit des innern Gottesdienstes genau angemessen ist. Das Gebet recommendirt derselbe besonders, und macht eine Pflicht daraus. Es ist solches überhaupt ein wesentlicher Theil derjenigen vernünftigen Ehrenbezeugungen, welche das vernünftige Geschöpfe seinem Schöpfer schuldig ist, obgleich der Mensch positive Dinge, warum er bittet, eben dadurch nicht, wenn sie nicht schon in dem allgemeinen Plan liegen, erlangen kann (41), beson-

(41) Freilich muß ich Herrn Lotter hier beystimmen, daß kein Sterblicher durch sein Gebet den Plan der Welt, den Gott von Ewigkeit gemacht, oder den Lauf der Dinge verändern kann, in sofern derselbe schon vorher von Gott ist bestimmt worden; aber dem ungeachtet bin ich doch vest versichert, daß die Erhörung des Gebets, oder die Erhaltung der gebetenen Dinge statt finden kann, und bey vielen Gebetern würklich statt finde. Ich könnte anführen: Ein gütiger Vater wird seinem Kind, wenn es ihn um etwas ernstlich bittet, nicht unerhört lassen, wenn das Gebetene nicht allein bey ihm möglich ist, sondern, wenn er auch siehet, daß dadurch des Kindes Wohlfahrt beför-

besonders aber ist eine Würkung des Gebetes, dem Menschen seine Schwachheiten, sein Elend, seine Bedürfnisse tief einzuprägen, und ihn auf seinen Schöpfer, und dessen Güte mit Vertrauen hinzu weisen. Er schrieb so gar seinen Jüngern ein gewisses Formular vor, das sehr kurz ist, weil der Geist des Menschen nicht lange in der Andacht, oder in der tiefen Einkehrung in sich selbst, welche das Gebet erfordert, verharren kann.

befördert, und sein Sistem, das er sich mit dem Kind, oder in Rücksicht andern Gegenständen gefaßt, dabey bestehen könne. Da aber diese Analogie nicht jedem ein Genügen leisten mögte, so führe ich an: Gott hat von Ewigkeit alle Gebete der Menschen vorausgesehen. Kein Philosoph kann es läugnen, daß derselbe in dem Plan der Welt, den er von Ewigkeit entworfen, nicht könnte die Erhörung vieler Gebete der Menschen mit habe eintreten lassen, in sofern solche seinem Hauptzweck bey diesem Plan nicht entgegen. Wenn man nun die Möglichkeit hievon einräumen muß, so finde ich auch an der Würklichkeit um soviel weniger Ursach zu zweifeln, da ich von der Unendlichkeit Gottes in Absicht seines Verstands, Macht, und Güte völlig überzeugt bin. Ohne also die gedachte göttliche Eigenschaften zu beschrenken, kann man die Wahrheit dieses Satzes nicht läugnen.

Ein Formular, das nur die nothwendigste Dinge enthält, und welches mit sehr nachdenklichen Worten von ausgedehnter Bedeutung verfasset ist. Das Principium primum Juris Naturæ bestehet darinnen: liebe dich selbsten, und das allgemeine Principium der menschlichen Handlungen, ist bekanntlich die Selbstliebe. Die Erfahrung lehret, daß der Mensch nie besser, und sicherer zum Guten gelenket werden kann, als durch die Hoffnung der Belohnung, oder die Furcht der Strafe. Unser Lehrer liesse es also auch seinerseits nicht dabey bewenden, dem Menschen seine Pflichten vorzuschreiben, sondern er sorgte auch zugleich, mit solchen die beste Bewegungsgründe zu verbinden, die auf Menschen von allen Arten Einfluß haben könnten. Er verkündigte dem menschlichen Geschlecht einen zukünftigen Zustand der Glückseligkeit, oder der Unglückseligkeit, je nachdem ihre sittliche Handlungen hier in der Welt beschaffen gewesen. Er giebt ferner den Menschen die herrlichste Begriffe von der künftigen Glückseligkeit an die Hand, so wie er mit den schrecklichsten Farben das zukünftige Elend abmalet, und da diese Gegenstände von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie den Menschen nur durch Gleichnisse können vorgestellt werden, die von sehr bekannten Dingen

gen hergenommen sind; so hat er, und seine Boten dergleichen Gleichnisse sehr oft angeführt. Es werden Mahlzeiten, Hochzeiten, Cronen, Ersättigungen mit Freuden, Flüsse von Wohllust rc. seyn, oder Geschrey, Zahnknirschen, ein nagender Wurm, ein verzehrendes Feuer rc. Weilen aber die Drohungen für dem Bösen nicht allzu streng können gemacht werden, indem es täglich geschiehet, daß Menschen sich für das Vergnügen einiger Augenblicke, Jahren von Elend und Schmerzen aussetzen, so hat dieser Lehrer die Strafen als ewig vorgestellt, oder wenigstens, wie man siehet, als ein Elend von einer sehr langen, und unbestimmten Dauer. Allein, indem er den entsetzlichen Abgrund hievon den sinnlichen Menschen öffnet, so hat er zugleich das Mitleiden des allgemeinen Vaters der Menschen erhoben, und ihnen am Rande dieses Abgrundes eine wohlthätige Hand gezeiget, die, wenn sie sich zu ihm bekehren, sie davon retten werde. Ich könnte hier noch ein mehrers anführen. Ich könnte der ausdrücklichen Verbote des Christenthums in Hinsicht der Laster, des Mords, Diebstahls, Ehebruchs, Lügen, Trunkenheit oder Völlerey, u. s. w. gedenken. Ich könnte auch hinzusetzen, das Christenthum gehet so weit, daß solches eine innere

Reinigung des Herzens, befreyet von allen bösen Neigungen, Neid und Feindschaft gegen den Nächsten, geilen Lüsten zur Unzucht und Ehebruch, schändlichen Bildern, und überhaupt von allen bösen Gedanken erfordert; ein Herz, das im Gegentheil ein Sitz, eine Quelle von allen guten Neigungen und Vorstellungen seyn soll, und daß endlich dieser große Lehrer alle Pflichten der Menschen auf die Liebe Gottes und des Nächstens, als in ein Centrum zurückführet; allein ich hoffe schon genug von dessen Sittenlehre, und deren Vorzüglichkeiten gesagt zu haben.

Vortreflich schön! rief hier der Herzog von P. aus, mein wehrter Herr Lotter! so will ich auch ein Christ seyn. Sie verstehen die Kunst vollkommen, das Christenthum auf der schönen Seite vorzustellen; aber was sagen Sie zu dessen eigenthümlichen Lehren, zu den Ungereimtheiten, die man in der christlichen Religion öffentlich vortragen höret, und wo man Fluch und Verdammnis denen ankündiget, denen es unmöglich fällt, solche Dinge zu glauben. Ich meyne von der Lehre der Trinität, Inspiration, Auferstehung des Fleisches, den Sacramenten, Satisfaction der ewigen Verdammnis, der Erbsünde und ihrer Folgen, dem Teufel, u. s. w. Wie wollen Sie diese

rechtfertigen, und vom Widerspruch befreyen? Wie können Sie da fodern, daß ein vernünftiger Mann solches alles, wie es gewöhnlich gelehrt wird, glauben solle; ich will nichts gegen den populären Vortrag der Bibel, und andere geringfügige Dinge, so in derselben vorkommen, so wie auch gegen gewisse besondere Meynungen der biblischen Scribenten, denen sie zugethan scheinen, und die zu ihren Zeiten herrschend waren, einwenden, und kann mich selbst hierinnen wohl bescheiden, aber jene Lehren werden Sie mir bey aller ihrer Kunst, und Geschicklichkeit nicht einleuchtend vorstellen können. Herr Lotter antwortete ihm, er möchte sich nur beruhigen, und seine Vorurtheile beseitigen, er hofte ihm weiters Satisfaction zu leisten, und hier fuhr nun derselbe fort. Freilich muß ich eingestehen, daß diejenige Lehren, die eben jezt der Herzog benamet, bishero von den meisten mehrentheils nicht in ihrem gehörigen Licht sind vorgetragen worden, so wie sie in der Bibel stehen und besonders von allen jüdischen Vorstellungs- und gewöhnlichen Redensarten gereinigt, betrachtet werden müssen. Ich verwundere mich keineswegs, daß die bisherige Lehre von der Trinität vielen ungeräumt vorkommt, da selbst einige der neuesten Theologen behaupten,

wenn man Gott Dreyeinigkeit, eine Dreyheit in der Einheit nenne, so seye solches eine neue Sprache, die Christo, und seinen Aposteln unbekannt gewesen, die von der Einfalt des Evangelii abweiche, und was deutlich seye, dunkel mache. Die Lehre von der Dreyeinigkeit seye von heidnischer Herkunft, von Plato, und aus der platonischen Philosophie erborgt; die Kirchenväter der ersten dreyhundert Jahren und folglich alle Christen 300 Jahre nach Christo bis auf die nicänische Kirchenversammlung seyen durchgängig Unitarier, das ist, was man jezt Arianer, oder Socinianer nennet, gewesen. Es seye also unverzeihlich, daß man den Layen ein Blendwerk mache, daß die Lehre von der Dreyeinigkeit, die alte, erste, und beständige Lehre der christlichen Kirche gewesen, sie seye so gut eine neugemachte Lehre, als viele andere, die man durch die Reformation verworfen habe; nur der unzeitige Respect für einen Haufen hirnloser Bischöfe, die man Concilien nennet, hätte es gehindert, daß man diese Lehre nicht freier untersuchet, und mit andern ausgemerzet; Christus habe nirgends Dreyeinigkeit gelehrt, seine Aposteln auch nicht. Betrüglicher Weise habe man einen Spruch dem Apostel Johannes untergeschoben, worinnen es enthalten seyn sollte. Die Schü-

ler

ler der Aposteln hätten nichts von Dreyeinigkeit gewust, bis auf einmal gewisse Priester angefangen hätten sich zu zanken, unter denen wenig denkende Köpfe gewesen, und diese platonische Lehre auszuhecken, sie für einen Grundartikel auszugeben, und die Verdammnis denen anzukündigen, die sie nicht glauben wollten, u. s. w. Nun muß man freilich zugeben, daß das Wort Dreyeinigkeit, Dreyfaltigkeit in der Bibel nicht stehet, so wie auch, daß die beyde Religions-Reformatores Luther und Calvin dieses Wort gemisbilliget. Luther hat sich über das Wort Dreyfaltigkeit mehr als an einem Ort, besonders in seinen Predigten über das Evangelium am Fest der heiligen Dreyfaltigkeit ereifert, und solches bald ein recht arges deutsch, bald einen wunderlichen, und seltsamen Ausdruck, bald eine menschliche Erfindung genennet, wie solches in dem 11, 12 und 13 Hallischen Tom seiner Werke zu sehen, und Calvin sagt in seinem Brief ad Pol. mir gefällt dieses Gebet nicht: o heilige, hochgelobte und herrliche Dreyeinigkeit. Es schmeckt nach der Barbarey, ist ein wunderliches Wort, auf keinem Zeugnis des Worts Gottes gegründet; der papistische Gott, der den Propheten und Aposteln unbekannt war: und so hat diesen Männern dieses Wort nicht

gefal-

gefallen, ob sie gleich die damit bezeichnete, und darin enthaltene Lehre beybehalten haben. Es ist schon von mehr, als einem Theologen angemerkt worden, daß das göttliche Wesen in verschiedene Personen abzutheilen, nicht angienge, weilen das Wort Person, zumalen hierzu nicht adæquat seye, indem sobald wir eine Person nennen und annehmen, wir uns auch ein besonderes Wesen vorstellen, welches der Begriff einer Person mit sich bringet, das göttliche Wesen aber nur eins, und untheilbar seye. Allein, dieses vorausgesetzt, so kommt es hier nicht darauf an, wie uns ebengedachtes göttliches Wesen von diesem oder jenem Gelehrten in seiner Dogmatik, oder in dem religiösen Sistem dieser oder jener Parthie Menschen, geformt vorgestellt wird, sondern was uns die Bibel von solchem, abgerechnet aller menschlichen ungegründeten Zusätzen, deutlich lehret. Diese sagt nun nicht, daß drey Götter wären, sie sagt auch nicht, daß in dem göttlichen Wesen drey wesentlich verschiedene Personen seyen. Sie lehret uns im Gegentheil, wie die Vernunft, daß nur ein Gott, ein unendliches, allmächtiges und weises Wesen, ein unendlicher Geist seye. Sie weiset uns dabey an, daß wir sollen an Gott den Vater, an den Sohn, und heiligen Geist

glauben, von Gott dem Vater, daß er uns erschaffen, von dem Sohn, daß er uns erlöset, und von dem Geist Gottes, daß er uns heiliget, und so hat man in den ältesten Zeiten gelehret und geglaubet, wie uns dieses das bekannte Simbolum Apost. lehret, welches, ob ich gleich nicht behaupten will, daß es unmittelbar von den Aposteln hergekommen, doch bekanntlich schon im 4ten oder wohl gar nach einiger Meynung im dritten Seculo existirt, und bisher als ein allgemeines Simbolum ist beybehalten worden. Wenn wir nun bey diesen einfältigen Ausdrücken verbleiben, denen wir eine verständliche Auslegung unterlegen können, wenn wir uns in keine allzugekünstelte Vorstellung von dem göttlichen Wesen einlassen, die zulezt in das Unbegreifliche hinübergehet, so ist nicht zu zeigen, daß die Bibel oder das Christenthum hierinnen etwas Abgeschmacktes vortrage, und mithin falsch sey. Ich muß hierbey derjenigen Parthie Christen, die nebst jenen drey göttlichen Personen, noch ein dem Namen nach bekanntes Frauenzimmer, vor welches ich alle Hochachtung habe, unter dem Beynamen der Mutter Gottes verehren, und demselben vermög dieses Prädicats über ihren Sohn, die zweyte göttliche Person, die sie ebenfalls als das unend-

endliche Wesen, den unendlichen Geist und mithin als wahren Gott ansehen, eine gewisse Oberherrschaft, laut ihren öffentlichen Gebetsformeln, zuschreiben, solches zu rechtfertigen, allein überlassen (42).

Was die Inspiration der biblischen Bücher betrift, so ist man auch hier wider unter den Christen nicht einig. Etliche behaupten eine durchgängige wörtliche Eingebung dieser Bücher, und diese führen denn freilich einen vernünftigen Leser in ein Feld von den grösten Schwierigkeiten; andere, die da wohl einsahen, daß man damit nicht auslangen konnte, schrenken diese Inspiration dahin ein: Gott hätte die biblische Scribenten bey Verfassung ihrer Schriften vor dem Irthum bewahrt. Stil und Vortrag aber wäre von ihnen allein dependent, und noch andere wol-

(42) Einige Tage nach dieser Rede war Herr Lotter bey dem genuesischen Gesandten, Marquis de Figlia zu Gast. Es entstund ein Gespräche über den Einfluß dieses Frauenzimmers, Kraft jenes Prädicats auf die übrige unzählige Weltkörper, und deren muthmaßliche vernünftige Einwohner. Ich werde in den andern Theilen dieses Werks solches anführen, um zu zeigen, wie stark der menschliche Witz in religiösen Dingen seye.

wollen von solcher Inspiration nichts zustehen, ausser nur bey Weissagungen, und solchen Religionswahrheiten, die die biblische Schriftsteller nicht natürlicherweise erkennen konnten. Allerdings hat eine durchgängige Eingebung der Bibel keinen Grund. Dieselbe würde die erhaltene allgemeine Erleuchtung der biblischen Scribenten überflüßig, und ihre natürliche Fähigkeiten, Erfahrungen und den Gebrauch aller Nachrichten und Hülfsmittel, worauf sie sich selbst berufen, (43) unnütz gemacht haben. Es hanget auch die göttliche Autorität der Bibel nicht von der Eingebung aller darin vorkommenden Nachrichten, sondern vielmehr, ausser der innern Glaubwürdigkeit und Wahrheit, von dem Character und dem Creditiv der Verfasser, wie ich noch weiter anführen werde, hauptsächlich ab, und diese lassen sich allemal mit Zuverlässigkeit prüfen. So sagt ein großer Theolog in Deutschland, Namens Jerusalem, in seinem 4ten Buch der Betrachtungen über die Religion, auf der 444 Seite. Die biblische Schriftsteller sind Menschen geblieben. Sie sind nicht allwissend gewesen, noch worden. Sie hatten

(43) Luc. 1. 13.

ten von ein und andern Dingen ihre besondere Meynungen, wohin man bey denen von dem neuen Testament rechnen könnte, was sie von einer baldigen sichtbaren Rückkunft Christi hienieden auf Erden in ihren Schriften fleißig sagen, welches nachgehends bey einigen ihren Schülern, so wie bey etlichen Kirchenvätern wahrscheinlich die Idee eines tausendjährigen Reichs veranlasset haben mag, und worüber sich noch neuerlich in Deutschland ein gewisser Fragmentist sehr lustig gemacht hat. Sie hatten auch noch nicht ihre Vorurtheile, die bey ihrer Nation und Zeitgenossen anzutreffen waren, gänzlich abgelegt, wohin einige rechnen, daß einer von denselben dem Frauenzimmer verboten, in den religiösen Versammlungen nicht mit entblößtem Haupt, um der Engel willen zu erscheinen. (44) Die Juden statuirten bekanntlich eine Classe Engel, die von verliebter Complexion waren, und unter welchen der Engel Uziel der vornehmste gewesen. Sie glaubten, daß diese Engel das schöne Frauenzimmer gerne sehen, und besonders sich auf ihre Häupter, wenn solche entblößet, setzten, um sie besser betrachten zu können. Diesem vorzukommen, und vielleicht diesen

(44) 1 Cor. 11.

Engeln keine Gelegenheit zu unzüchtigen Ideen zu geben, hätte jener Schriftsteller solches Gebot an das Frauenzimmer ergehen lassen. Diesem seye nun, wie ihm wolle. Ihre Schriften müssen nach vernünftigen Regeln der Auslegungskunst erklärt, so wie ihre vorgetragene Lehren nach vernünftigen Gründen geprüfet werden. Wie man überhaupt dieses mit der ganzen Sammlung aller Bücher dieser Schriftsteller, oder mit der Bibel, thun muß, ehe, und bevor man darüber ein Urtheil fällen, oder wissen kann, ob solche annehmungs- oder verwerfungswürdig seye, so kann auch deren Inhalt, oder die darin vorkommende Lehren natürlicherweise nicht davon ausgeschlossen werden. Indessen beschreiben uns diese Schriftsteller treulich, was sie gesehen, gehört und empfunden, und dieses versichert uns ihr edler Character, den ich, wie gedacht, noch weiter schildern werde, und was will man noch weiter fodern? Dieses vorausgesezt, so wird das Wort Inspiration niemand verdächtig, oder anstößig vorkommen, und es lässet sich denn auch auf die Schwierigkeiten, die einem vernünftigen Bibelleser hie und da aufstoßen mögten, leichtlich antworten.

Hingegen die Lehre von der Auferstehung der menschlichen Leiber betreffend, so gestehe ich ein, daß in der Erklärung derselben bey einigen Theologen, so wie in der Idee des gemeinen Volks, so ihm von seinen Lehrern gemeiniglich beygebracht wird, viel crasses, und unrichtiges zu finden. Es ist wahr, die christliche Kirche hat stets eine Auferstehung der Todten, das ist, eine von Gott beschlossene Wiederherstellung des Menschen nach Seel und Leib gelehrt, und darzu guten Grund in der Bibel gefunden. (45) Allein es ist auch sicher, daß in der Schrift überhaupt durch Auferstehung der Todten, nur der Stand der Vergeltungen der Tugenden und Laster nach diesem Leben angezeigt, und daß in den meisten Stellen an keine körperliche Auferstehung zu denken seye. In manchen Sprüchen ist es nur bloß bildliche, prophetische Sprache, ein sinnlicher Ausdruck der Sache, gleichwie die Ausdrücke, Aufgang, Untergang, Umlauf der Sonne. Der Tod, so wie er in die Sinne fällt, ist nicht Ablegung einer alten unbrauchbaren Hülle, sondern Begrabung, Nichtexistenz des ganzen Menschen. Aus dieser sinnlichen Idee erwächst also ein anderer sinn-

(45) Joh. 5. 28 & 29. 1 Thes. 4. 13 — 18. 1 Cor. 15.

sinnlicher Ausdruck, daß man die Fortdauer der Seele, ihr ferneres Leben, sich als ein neues Entstehen, als ein Auferstehen aus dem Grabe denket. Die Juden, als ein sinnliches Volk, konnten sich nicht wohl eine Existenz ohne Körper denken, und so kam es denn, daß der Begrif von Wiederherstellung des Fleisches mit eingemischet war, welchen auch Paulus zum Theil beybehalten hat, doch so, daß man gleichwohl nicht genöthiget wird, aus den Stellen, wo er davon spricht, eine grobe Körperauferstehung anzunehmen. Man behauptet zwar, die Lehre von Auferstehung der Körper, seye möglich. Die Materie derselben seye nicht vernichtet, und Gott, der den Menschen erschaffen habe, könnte ja wohl der Seele ihren Körper wiedergeben. Nun ist die absolute Möglichkeit hievon wohl nicht zu läugnen; wenn aber das in Absicht auf Gott unmöglich heissen kann, was der Analogie seiner Regierung zuwider ist; so können wir uns von jener Möglichkeit nicht überzeugen. Könnte der Embryo denken und schliessen, so würde er ohne Zweifel ebenfalls schliessen, Gott könne ihm nach seinem Abschied aus Mutterleibe, alles das wieder geben, wovon er bey seiner Geburt getrennt wird, und was zu seiner Existenz sonst nöthig wäre. Der Tod ist Geburt

für die Ewigkeit, so wie die Geburt Tod für den Embryonen Zustand ist. Hier ist die vollkommene Analogie. Ueberall ist Fortgang im Reich Gottes, nirgends Rückgang, nirgends Stillstand. Die Blüte ist edler, als die Knospe, die Frucht edler, als die Blüte, die gereifte edler, als die ungereifte. Zeugung, Geburt und Tod, sind stufenweise Veredlungen des Menschen, Vervollkommungen seines Zustands. Mit jeder dieser Revolutionen geschiehet ein mächtiger Schritt zu seiner weitern Vollkommenheit. Durch keine derselbe geschiehet ein Rückgang. Sollte nun der Mensch nach seinem Tod, lange oder kurze Zeit ohne Körper existiren, und gleichwohl ein Körper zu seiner Existenz oder Vollkommenheit, so nöthig seyn, daß ihm derselbe wieder gegeben werden müste, so würde in der That sein körperloser Zwischenzustand unvollkommener seyn, als der, woraus er durch den Tod gegangen ist. Es würde wenigstens Stillstand, oder gar Rückgang in der Vollkommenheit seyn, der sich nicht wohl denken lässet. Hat also der Mensch, wie mich dünkt, noch eine Art von einem Körper zu seiner Existenz nöthig, so nimmt er denselben wahrscheinlich bey seiner Trennung von dem Fleische, sehr fein mit. An ein Verliehren und Wiedergeben,

geben, läßt sich nicht denken. Jener feiner Körper könnte sich nun weiters entwickeln, welches man denn in dieser Hinsicht eine Auferstehung gewissermaßen nennen könnte. Nach dieser Voraussetzung wird der Einwand, daß der Leib des Menschen durch die Ausdünstungen und andere Kanäle, stets alte Partickeln verliehre, so wie durch den Genuß neuer Speise und Trank, neue Theilger an sich nehme, und mithin dergestalt sich in einer solchen steten Erneurung befände, daß wir den Leib, oder diejenige Theilger des Leibs, die wir jezt haben, nach Umfluß einiger Zeit nicht mehr besitzen, und daher die Antwort auf die Frage, welcher Leib auferstehen solle? nothwendig ungereimt ausfallen müste, nicht allein wegfallen, sondern auch in dieser Lehre des Christenthums nichts absurdes anzutreffen seyn.

Was die ewige Verdammniß der Sünder anbelangt, so habe ich schon hievon etwas erwehnet, und will noch hier weiter bemerken, daß in Rücksicht derselben, zwischen den Gottesgelehrten wieder ein Dissidium vorwaltet. Einige behaupten eine solche ewige Verdammniß ohne Barmherzigkeit für ihre vernünftige Mitgeschöpfe, und nehmen das Wort **Ewig** im strengsten Verstand, für eine endlose, andere aber nur für eine unbestimmte Zeit. Jene führen, um ihre

Meynung zu beweisen, hauptsächlich den Parallelismum an, der in einer gewissen Stelle der Bibel (46) zwischen dem Eingehen in das ewige Leben, und in die ewige Pein zu finden seye. Allein hiergegen läßt sich noch manches mit Grund einwenden, und ein deutscher Philosoph hat auch schon solches sehr einleuchtend gethan, (47) und andere mehr sind ihm hierin fast von den ersten Zeiten des Christenthums her, (48) theils vorgegangen, theils nachgefolgt. Mich dünkt, daß man das Wort ewig, in sofern es in der Bibel von einer Bestrafung moralischer Wesen gebraucht wird, nicht allein nach dem biblischen Sprachgebrauch, sondern auch nach vernünftigen Gründen, und in Gemäsheit der göttlichen Eigenschaften erklären müsse. Gott ist gerecht. Ich kann mir aber unter der Gerechtigkeit Gottes, genau genommen, wohl nichts anders vorstellen, als den göttlichen Verstand, in wiefern derselbe den Werth der Handlungen moralischer Wesen, nach allen ihren Beziehungen auf das genaueste einsiehet, und schätzet, und nach seiner unendlichen Güte und Weisheit, Mittel vorkehret, ihre Glückseligkeit

---

(46) Matth. 25, 46. (47) Eberhard in der Apologie des Socrates. (48) Z. B. Origines.

keit nach dem Maas ihrer Receptivität, möglichst zu befördern. Sind diese Mittel übel, schmerzhafte Zustände, Entziehung gehabter Güter ꝛc. so werden sie in Verbindung vorangegangener Fehltritte solcher moralischer Wesen, Strafen genennet, und können in dem von Gott bestimmten Nexu der Dinge, ob uns gleich derselbe nach seinem Umfang unerforschlich ist, gegründet seyn: und da die Regierung Gottes über seine moralische Geschöpfe unter dem Einfluß seiner unendlichen Güte und Weisheit stehet, so ist hieraus zu schliessen, daß er auch bey den Strafen, die Besserung und die Glückseligkeit des leidenden Subjects, mit beziehlet, und also nicht bloß straft zur Genugthuung, daß sie ihn beleidiget haben, da wohl eine Beleidigung eines unendlichen Wesens, im speciellen Verstand, von einem endlichen nicht gedenkbar ist; und wie seine Absicht bey Hervorbringung der Welt, die Glückseligkeit mehrgedachter seiner vernünftigen Geschöpfe ist, so ist auch nicht zu zweifeln, daß derselbe solche Mittel vorkehre, und ins Werk setze, dadurch dieser Endzweck erhalten werde; woraus man denn das mehrere schliessen, und zugleich sehen kann, daß auch in diesem Gegenstand, so vorgetragen, nichts unvernünftiges zu finden seye.

Betreffend weiters die Lehre vom Teufel und seinem vorgeblichen Heere, so muß man auch diese mit andern Augen ansehen, als viele dieselbe bisher vorgestellt haben. Daß böse Geister würklich existiren, daran lassen uns die Reden Christi und seiner Aposteln, beynahe nicht zweifeln. Ihre Existenz kann kein Philosoph als unmöglich darthun. Das Reich Gottes ist in seinem Umfang so groß, und die Classen seiner vernünftigen Einwohner, sind so manchfaltig, daß es bey unserer eingeschrenkten Aussicht, eine Vermessenheit wäre, über die Möglichkeit oder Würklichkeit derselben, streiten zu wollen; und da man in allen Classen endlicher Wesen, sich auch ein Mißbrauch der Freiheit denken, die Weisheit des höchsten Regenten der Welt auch von uns nicht zu erforschende Ursachen haben kann, ein solch Geschlecht, so lange diese Ursachen fortdauern, zu dulden, so wie sie hier das Böse duldet, so würde unsere Vernunft sich zu weit aus ihrer Sphäre wagen, wenn sie eine solche Classe geistiger Wesen, die ihre anerschaffene Vorzüge nicht behalten, aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung ausweisen wollte. Allein, hiemit ist der Teufel als obrister Heerführer, einer solchen Classe böser Geister mit seinen ihm zugeschriebenen Operationen noch nicht zugestanden. Denn

ein jeder, der nur einigermaßen mit der alten orientalischen Philosophie bekannt ist, weiß, daß die Juden in ihren Zerstreuungen in diese Länder, auch deren ganze Geisterlehre von den zwey Hauptclassen, einer guten und einer bösen, von ihren Oberhäuptern, ihren Wohnungen, ihrem beständigen Kampf gegen einander, und damit auch zugleich ihre ganze Sprache hievon dergestalt angenommen haben, daß sie alles mit guten und bösen Geistern in der Natur belebten, und dem Teufel, und seinen Engeln alles physische und moralische Böse, wovon sie nicht die nächste natürliche Ursachen einsahen, zuschrieben. Wenn nun aber Christus und seine Apostel, besonders Paulus, der in der pharisäischen Schule erzogen, und der allda herrschenden Ideen gewohnt war, sich zu der Sprache und Vorstellungsart der Juden, herabgelassen, und sich dieser Sprache würklich bedient, weil sie den Juden die gewöhnlichste und verständlichste war, um ihren Vorstellungen so viel mehr Eingang und Nachdruck zu geben; wie sie denn in andern Stellen und Erzehlungen diese nemliche Sprache gebraucht haben, wenn z. B. Abraham als das Haupt aller Seligen, in dem zukünftigen Leben, die Seligkeit als das zu Tischesitzen mit ihm, und der höchste Grad derselben, als

die

die nächste Stelle bey ihm, oder dessen Schooß vorgestellt wird, oder wie es nach einer ähnlichen Vorstellungsart, von den guten Engeln heißt, daß sie Lazari Seele in Abrahams Schooß getragen; so darf man daher keineswegs dem Christenthum, oder Christo und seinen Aposteln, alles das aberglaubische Zeug, oder den schändlichen Mißbrauch, der in den Zeiten der Finsterniß von dieser Lehre gemacht worden, und noch in einer bekannten christlichen Parthie, wo diese Finsterniß herrschet, und man seine Vernunft unter den Gehorsam unwissender, aberglaubischer, oder betrüglicher Lehrer gefangen geben muß, zur Schande der Vernunft, und des Christenthums, immer gemacht wird, aufrechnen, oder die Ideen und Lehrart von diesem Gegenstand, dieses oder jenes Menschen, oder dieser und jener Parthie Christen, für Lehren des Christenthums selbst ausgeben. Dieses nun vorausgesezt, so kann man leicht schliessen, was von diesem angeblichen Fürsten der bösen Geister zu halten, so wie von seinem zugeordneten Heer und dessen Operationen, und daß auch mithin in diesem Stück das Christenthum nichts absurdes vortrage.

Daß ferner bey den Christen in Absicht der Sacramenten und ihres Nutzens, verschiedene Mey-

Meynungen vorwalten, ist ebenfalls bekannt. In sofern man aber bey dem allgemeinen stehen bleibt, und sich nicht in die eigenthümliche Lehren jeder Parthie einmischet, kann hinwiederum, in Rücksicht derselben nichts abgeschmacktes oder unvernünftiges vorgebracht werden. Beseitiget man alle die dunkle, und verworrene Begriffe, die manche Theologen mit oder bey der Taufe gehabt, oder vielleicht noch haben, und sagt nur, sie seye ein in der Christenheit eingeführtes Mittel, oder ein simbolischer Act, wodurch der Mensch auf eine feyerliche Art zum Christenthum aufgenommen werde, wer wollte hier etwas albernes finden? Das Christenthum lehret keineswegs, daß alle Menschen, die nicht getauft worden, verdammt seyn sollen. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Nachtmahl. Dasselbe ist in der Hauptsache nichts als ein Gedächtnißmahl von dem Leiden und Sterben Christi. Seine bey der Einsezzung desselben wiederholte Worte: das thut zu meinem Gedächtniß, setzen solches ausser allem Zweifel. Der Zweck desselben ist also das Gedächtniß, eine feyerliche mit Dankbarkeit verbundene Anerinnerung seiner uns bezeigten Liebe, seines Leidens und Sterbens. Ich denke, ein jeder Christ seye nicht bloß schuldig, sondern werde

sich

sich auch gerne auf eine feierliche Art des Stifters seiner Religion, die er mit seinem Blute, und Tod bestättiget, je zuweilen, und auch zur Erbauung anderer erinnern. Wir Menschen thun dieses in andern fast ähnlichen Fällen. Wie mancher Tag wird nicht zum Andenken dieses, oder jenes Guten, so die Menschen erhalten, gefeiert. Wie manches Gastmahl wird nicht zu dem Ende gehalten. Ich darf mich jezt in die Meynungen, und Lehrarten der mancherley christlichen Secten, über die Dinge, die im Abendmahl empfangen werden, und auf ihre Beweise nicht einlassen, ich würde sonsten nur bloß in diesem Stück sehr mitschuldig werden müssen, und dadurch der hochansehnlichen Versammlung beschwerlich fallen. Ich bleibe daher bey dem Allgemeinen, das Abendmahl ist ein Gedächtnismahl von Christo. Würde nun ein Mensch weislich thun, wenn er bloß um der Lehrsätze dieser, oder jener christlichen Parthie vom Abendmahl, die er nicht begreifen kann, oder die ihm abgeschmackt vorkommen, das Abendmahl selbst verachten und versäumen wollte, und dadurch zugleich seine Nebenmenschen zu gleichmäsiger Geringschäzung desselben, so wie überhaupt der Lehren des Christenthums mit seinem Beyspiel bewegen? Die

Zeit, wo alle Menschen von allen religiösen Gegenständen einerley Ideen hegen werden, ist noch nicht da, und wird auch nicht zu hoffen seyn, so lang die Menschen in dem gegenwärtigen Stand, und Einrichtung sich befinden, und so lang das Maas und Austheilung der Seelenkräften, so wie der Unterricht und die Erziehung so verschieden seyn wird.

Hier stunde der Herzog von B. abermals auf, und sprach: Gut, Herr Lotter! Sie haben die mir anstössige Dinge ziemlich ins Reine gebracht, und ich bin mit ihren Erklärungen zufrieden. Allein, ich kann es denjenigen nicht verzeihen, die noch immer behaupten wollen, die gewöhnliche Lehre von der Trinität seye die erste, und älteste Lehre in der christlichen Kirche gewesen. Wer nur etwas in der Kirchengeschichte bekannt ist, der weiß, daß solche zuerst auf dem Concilio zu Nicäa als ein Glaubensartikel aufkommen und vestgesetzt worden; aber der weiß auch zugleich die Art und Weise, und alle Umstände, wie solches geschehen, der weiß, was für ein Antheil der Kaiser Constantin, und seine Schwester Constantia dabey gehabt, ehe man alle Bischöfe zu diesem Schluß bringen konnte, und endlich weiß auch solcher, wie diese Bischöfe meistens ein-

einfältige, und ungelehrte Leute gewesen, die mit allerley Meynungen beladen waren, so gar, daß einige davon glaubten, die Maria hätte Christum durch das Ohr empfangen, und wer mir dieses leztere auf mein Wort nicht glauben will, der lese hievon Beausobre Hist. des Manichéens p. 532-543, und von dem andern Socrates Hist. eccles. libr. I. p. 9 & 13. Sozomen Hist. eccl. lib. I. cap. 23, und wie es überhaupt auf diesem Concilio zugegangen, Eutych. Annal. Alex. Wer kann nun auf eine vernünftige Art von mir fordern, daß ich einem Schluß von einem Haufen so characterisirter Bischöfe unter solchen Umständen verfasset, mich, ohne was sie vestgesetzt, selbst vorhero zu prüfen, schlechtweg unterwerfen, und meinen Verstand, und Vernunft unter den Gehorsam ihres Ausspruchs thun solle, als wozu mich selbst die Bibel berechtiget: prüfet alles, und das Gute, das Wahre behaltet. Allein, ihre Vorstellungen sehe ich, daß sie biblisch sind, und sie kommen mir nicht ungeräumt vor; und was Sie von den übrigen Stücken, die mir anstößig gewesen, gesagt, so hätte ich zwar gerne wünschen mögen, daß Sie bey den biblischen Scribenten alles, was nach Inspiration schmecket, hätten ganz wegstreichen mögen; doch haben Sie einen vernünftigen

Bibelleser in den Stand gesetzt, daß er sich in vieles finden kann, so er vorher nicht zu reimen wuste, und ihre Erklärung von den göttlichen Strafen hat mir auch ein Genügen gethan. Nun möchte ich weiters von Ihnen wissen, ob die Bibel für die Menschen nothwendig, ob sie eine göttliche Offenbarung, und insbesondere, ob der Stifter des Christenthums ein göttlicher Gesandter seye, und wie Sie solches darthun wollen, und ich schmeichle mir hierbey, daß Sie werden andere, als die gewöhnliche Beweise aufstellen, denn ich muß Ihnen offenherzig bekennen, daß mich die leztere noch nicht überzeugt haben. Herr Lotter wollte nun eben in seiner Rede fortfahren, als Herr Thomas ein alter Prediger, der den Ruf der Orthodoxie hatte, das ist, daß er den alten gewöhnlichen Lehren eifrig zugethan seye, auf einmal aufstund, und den Herrn Lotter für einen Neo-Theologen ausgab; ja gar ihn der Heterodoxie beschuldigte, auch von einigen Dogmen, die Herr Lotter nicht nach der bisherigen Art vorgestellt, eine andere Belehrung geben, und solche beweisen wollte. Allein, die Versammlung sahe nicht gerne, daß Herr Lotter sollte in seiner Rede gestöhret werden. Man bedeutete also Herrn Thomas, daß ihm frey stünde, nach Endigung der

Rede mehrbesagten Herrn Lotters, und zwar in der nächsten Versammlung zu sagen, was er wolle, womit sich denn derselbe zufrieden gab (49), und Herr Lotter folgendergestallt fortfuhr:

Ich finde freylich für nöthig, die Frage zu erörtern, ob man denn, da die natürliche Religion den Menschen zur Rechtschaffenheit, und Tugend leitet, noch einer ausserordentlichen göttlichen Darzwischenkunft, wie die Bibeloffenbarung ist, bedürfe? Man könnte mir hier sagen, das Gesetz, welches unser Schöpfer einem jeden Menschen in das Herz geschrieben, seye hinlänglich den Menschen zu der höchsten Vollkommenheit seiner Natur, und zu einem glücklichen Zustand zu führen, und derjenige, der sorgfältig auf die Aussprüche seines Herzens merke, könne sich nicht verirren. Man könnte nur die von den alten gelehrte sittliche Weltweisheit, und die erstaunliche Würde des Characters, den einige, so keine Bibeloffenbarung kannten, erreicht haben, betrachten, da es daraus erhelle, wie weit die blose Ver-

(49) Ich werde die Rede, oder vielmehr den Beweiß des Herrn Thomas für den gewöhnlichen Vortrag einiger hier bemerkten christlichen Lehren in dem folgenden Theil dieses Werks liefern.

Vernunft, und die natürliche Empfindungen des Herzens die Menschen in der Tugend, und in der Religion bringen können; und mit welchem Grund wollte man denn auch sagen, daß unter den vielen Nationen in der Welt, die von der Bibeloffenbarung keine Kenntnis haben, schlechterdings kein tugendhafter, und rechtschaffener Mensch seyn könnte? Hier muß ich nun bekennen, daß es wahr seye, und ich habe, wie ich glaube, solches von selbst erwiesen, daß Gott in der That einem jeden Menschen durch das Licht der Natur, und das in sein Herz geschriebene Gesetz gezeigt, was gut seye, und ihn auf eine bewunderungswürdige Weise mit dem Vermögen des Gewissens seinen Weg zu leiten ausgerüstet, und daß derjenige, der Redlichkeit und Stärke des Geistes genug hat, die Vorurtheile, und angenommene Meynungen, die seine gesunde Vernunft verhindert, und sich ihrer bemächtigt haben, abzulegen, und der seine Beschäftigung daraus macht, das auszufinden, wozu er ist erschaffen worden, und was würklich heisse, der Natur gemäs leben, und sich so in allen Dingen nach den Aussprüchen seines Gewissens richtet, oder zum wenigsten es zu thun sich bestrebet, und durch diese Aufrichtigkeit zubereitet wird, Unterstützung und Beystand von seinem

Schöpfer zu empfangen, daß ein solcher seine Tage rühmlich, und glücklich verleben, und natürlicher Weise sich auf seines Schöpfers Gunst, und eine selige Zukunft Hoffnung machen könne. Ich will auch hierbey nicht zu Unterstützung der geoffenbarten Religion das Licht der Natur und die Verbesserungen in der Erkenntnis und Sittlichkeit, welche durch das natürliche Vermögen der Menschen sind gemacht worden, auf irgend eine Art verkleinern; aber ich stelle die Frage dahin auf, ob in demjenigen Zustand, in welchem man weiß, daß die Sachen in der heydnischen Welt gewesen, und allzeit noch sind, man nicht einer Offenbarung bedürfe? Niemand wird es läugnen, der in der Geschichte der Welt erfahren ist, daß eben eine solche ausserordentliche Vermittelung zum besten der so sehr geschwächten, und verkehrten Vernunft, und des so traurig verfinsterten Lichts der Natur, davon man so viele Fußstapfen wahrnimmt, überaus heilsam und verlangungswürdig seye. Man durchgehe die Geschichte von allen Nationen. Man betrachte nur die bey den Völkern der Erde noch heutiges Tags herrschende religiöse Meynungen und Handlungen, so wird einer, der Einsicht besitzet, und sich nicht von Vorurtheilen dominiren lässet, gar leicht

über-

überzeugt werden, daß das Licht der Natur, und die Vernunft durch abergläubische Vorurtheile, und sehr grobe Irthümer bey noch sehr vielen umwolket, und verdunkelt seye: er wird Irthümer, die offenbar gegen eine gesunde Vernunft laufen, und die in Ansehung der Gottheit, der Gesetze und Masregeln der göttlichen Regierung, des Dienstes, und der Ehrerbietung, die man Gott schuldig ist, der Mittel Gottes Gunst zu erlangen, und selbst über die wahre Endzwecke des menschlichen Lebens, und einen zukünftigen Zustand, also über die allwichtigste Sache bey den Völkern der Erden sich ausgebreitet haben, mit Bedauren erblicken. Gewis muß nun ein weiser Mann, ein Menschenfreund aus dessen Betracht, eine heitere Offenbarung, die über Sachen von solchem Gewicht den Menschen Unterricht giebt, nicht allein als eine besondere göttliche Gunst ansehen, die den Menschen erzeigt wird, sondern auch nicht verneinen können, daß das menschliche Geschlecht einer solchen bedürftig seye. Wenn uns nun ein Buch in die Hände gegeben wird, das als eine solche Offenbarung empfohlen wird, und wir dabey finden, daß dasselbe mit den natürlichen Empfindungen des Herzens und der gesunden Vernunft vollkommen übereinstimmet, daß es uns die moralische Re-

gierung Gottes, die wir schon aus der Vernunft erkennen, noch deutlicher aufheitert, und zur Tugend und Rechtschaffenheit die kräftigste Bewegungsgründe vorlegt, daß es auch als eine göttliche Offenbarung seit seiner Entstehung von einer Menge Menschen, und zu allen Zeiten, ist angenommen worden, so kann ein weiser Mann solches so gleich, und schlechthin nicht verwerfen. Kein Philosoph kann die Möglichkeit einer solchen göttlichen Offenbarung läugnen, oder behaupten, daß solche in dem Plan der Welt, der in dem göttlichen Verstand von Ewigkeit da gewesen, nicht eingeschaltet gewesen seyn sollte. Wir Menschen können über die göttliche Rathschlüsse und Regierung in ihrem ganzen Umfang, zumalen a priori nicht urtheilen, noch weniger dem göttlichen Verstand und Macht Grenzen setzen. Sobald aber ein vernünftiger Mensch die Möglichkeit einer solchen göttlichen Offenbarung zugeben muß, sobald ist er auch verbunden, auf diejenige, die ihm als eine solche empfohlen wird, ein genaueres Absehen zu haben. Gesetzt nun ein Mensch wollte ohne hinlängliche Prüfung die Bibeloffenbarung, so wie das Christenthum verwerfen, oder gar für Betrug, und falsch erklären, so ist dieses unwidersprechlich wahr, daß ein solcher, wenn

er

er seinen Gedanken freyen Lauf lässet, sich in die grösseste Schwierigkeiten verwickelt befindet, und in die Nothwendigkeit gesetzet wird, Sachen anzunehmen, und zu vertheidigen, die der Vernunft so sehr widersprechen, als man sich nur immer vorstellen kann. Kann jemand mit beruhigender Gewisheit sich überzeugen, daß niemalen eine solche Person, wie Jesus, in der Welt gewesen, keine solche Leute, wie Petrus und Paulus samt den übrigen, daß niemalen so etwas gewesen, wie die Religion Christi, die zuerst in Judäa gelehrt, und hernach in die benachbarte Lande ausgebreitet worden, daß niemalen solche Kirchen vorhanden gewesen, wie die zu Rom, Jerusalem, Galatia und Corinth, keine solche Briefe in diesen Zeiten, die man sagt, daß sie von den Aposteln geschrieben worden, daß niemalen eine solche Kirchenversammlung gewesen, wie die zu Nicäa, oder ein solcher Kaiser, wie Constantinus, der sie zusammen berufen hat? Muß ein Mensch aber dergleichen zugeben, daß solche Personen gelebt, und eine solche Religion gelehrt haben, die in kurzem von vielen Nationen angenommen worden, und im Fortgang, ungeachtet harter Verfolgungen in der Welt die Oberhand bekommen, bis sie nach 300 Jahren von ihrer ersten Bekanntmachung un-

ter den Schutz des römischen Kaisers gekommen, so muß er auch zeigen, wie diese Religion, die von wenig Personen fortgepflanzet, und bey der heftigsten Widersetzung aller Mächte der Erden, und bey so großem Aufwand von Leiden und Blut ihrer Bekenner, denn dieses bezeugen auch die heidnischen Scribenten (50), hat ausgebreitet werden können. Will man aber behaupten, die Stifter dieser Religion seyen Betrüger gewesen, so muß man zeigen, wie es geschehen können, daß dieselbe bey diesem ihrem Betrug nach einer moralischen Wahrscheinlichkeit als einfältige Layen, auch ohne dieses bey den damals noch nicht aufgeklärten Zeiten, die hierinnen in keinem Parallele mit den unserigen laufen, eine solche Unterweisung in der Religion und Sittenlehre haben geben können, die die aufgeklärste menschliche Vernunft, und selbst das menschliche Herz billigen muß. Ihre aufgestellte Religion und Sittenlehre zwecken dahin ab, den Menschen rein, rechtschaffen und wohlthätig zu machen. Sie weisen ihn ganz klar auf den wahren Endzweck des menschlichen Lebens, und das höchste Gut des Geistes,

(50) Plinius in seinem bekannten Brief an den römischen Kaiser ꝛc.

stes, und zielen durch Verkündigung der Wahrheit in allen Stücken darauf ab, die Menschen von den Thorheiten des Aberglaubens zu befreyen, und in ihm eine Gemüthsart hervor zu bringen, die in einer Aehnlichkeit mit Gott besteht, und die wahre Würde und Glückseligkeit ausmacht. Wer dieses läugnen wollte, der verräth sich offenbar, daß er ihre Schriften nicht gelesen, noch erwogen. Der Arglist und der Bosheit kann es zwar ohne Widerrede wohl gelingen, die Menschen zu hintergehen, und sie haben auch auf Wunderwerke und göttliche Eingebung Anspruch gemacht. Allein, kann man sich wohl vorstellen, daß der Geist des Betrugs eine solche reine und erhabene Moral, die ihres gleichen vorher noch nicht gehabt, predigen werde? Sind auch dieses Empfehlungen zur Annahm einer Religion, welche Betrügere ihres Vortheils willen erdacht: wer mein Jünger seyn will, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach; die Christen seyn wollen, müssen Verfolgung leiden; die Christen müssen durch Kreuz und Trübsal in das Reich Gottes eingehen, u. s. w.

Wenn man gewisse Schriften gegen das Christenthum lieset, so sollte man in der That zu Denken verleitet werden, die Verfasser derselben

haben das neue Testament niemals mit Aufmerksamkeit gelesen, oder sich nur an gewisse Vorträge und Redensarten, die sie nicht verstehen, oder, die in jene Zeiten gehören, gehalten: denn wenn sie das erstere gethan hätten, so hätten solche starke Kennzeichen der Einfalt und Redlichkeit, die sehr häufig darinnen anzutreffen sind, bey ihnen einen Eindruck machen müssen. Der große Endzweck, nach welchem im ganzen gezielet wird, ist offenbar der vortreflichste, und der bekannte Endzweck alles moralischen Unterrichts. Man siehet, daß die Schriftsteller des neuen Testaments denselben aller Orten mit dem grösten Ernst betrieben, und zwar als Leute, die nichts anders zur Absicht hatten. Sie foderten nichts von den Menschen, als daß sie an Christum glauben, das ist, daß sie seine Lehren annehmen, darnach leben und so den Weg der Seligkeit betreten. Darauf dringen sie mit dem grösten Nachdruck. Die Gemüthsverfassung, so sie in dem Menschen hervor zu bringen trachten, ist die gröste Vortreflichkeit und Vollkommenheit seiner Natur, welche, wo sie immer statt findet, mit einem angenehmen innern Beyfall begleitet seyn wird; so daß sie sich als wahre Freunde der Menschen zeigen, und niemand wird sich mit ganzem Herzen

ihrem

ihrem Unterricht unterwerfen, der nicht finden wird, daß er in dem erwünschten Zustande seye. Es ist nichts in allen ihren Schriften von niedrigen oder schlimmen Kunstgriffen, die auf unedle Endzwecke abzielen, sondern aller Anschein von Offenherzigkeit und redlicher Einfalt. Sollte man wohl bey diesem allem Ursach haben können, diese Leute für Betrüger anzusehen. Eine richtige Beurtheilung wird dieses wohl niemalen zugeben können. Wenn die Menschen aber einmal entschlossen sind, der Stimme der Vernunft, und dem grösten Anschein zuwider, sie für Betrüger zu erklären, so hilft nichts dagegen. Man sollte auch wohl denken, einige von diesen Gegnern des Christenthums haben der Sache noch niemals ernstlich nachgedacht. Seichte und flüchtige Einsichten in das Christenthum sind hinlänglich, den Menschen viele Einwürfe gegen dasselbe zu verschaffen. Eine genaue und ernsthafte Aufmerksamkeit wird eine ganz verschiedene Würkung hervorbringen. Setzet man bey diesem allen hinzu, wie man es denn nicht läugnen kann, daß die Apostel von Anfang keinen öffentlichen Character hatten, und unbekannt in der Welt waren, bis sie darin als Jünger Christi erschienen, daß sie ungelehrt waren, und in Absicht auf die Grosen der Erde

ganz freundlos, daß sie geradezu ihren eigenen Landsleuten sich widersetzten, und von ihnen gehasset wurden, am meisten aber von den Gelehrten und Großen, daß sie sich vorgenommen, die Abgötterey und den Aberglauben der heidnischen Welt, und alle für den Staat gemachte Religionsverfassungen umzustürzen; daß sie in diesen ihren Unternehmen so glücklich gewesen, eine große Menge Menschen in verschiedenen Zeitaltern zu Christen zu machen; so ist gegen einen einsichtigen und vernünftigdenkenden Mann, wie das Christenthum eine Fabel und Betrug doch seyn sollte, unerklärbar. Wollte man denken, die Apostel hätten das Christenthum erdacht, und gepprediget aus lauter Eigennutz, und zeitlichen Absichten, so fällt einem jeden, der ihr Leben und Zufälle lieset, sehr deutlich in die Augen, wie wenig Vortheil, was hingegen für Leiden, Verfolgung, Marter und Tod sie dabey zu gewarten gehabt, ja gar dessen theilhaftig worden sind, auch diejenige, die Christen wurden, müssen ihr Zeugnis nothwendig, als die lautere Wahrheit durch eigene innere Ueberzeugung angenommen haben. Es war kein Anschein vorhanden, daß sie dabey für ihr Glück, oder zeitliche Vortheile etwas gewinnen würden, keine Ehr, kein Ansehen

in

in der Welt war da zu hoffen. Im Gegentheil waren die Christen eine Gesellschaft, der aller Orten widersprochen ward, und wer sich zu dieser Religion bekannte, der wuste, daß er sich den Leiden, der Beschimpfung und Verfolgung bloß geben, und daß er bey Bekenntniß derselben, seine Güter, Freyheit, und auch öfters sein Leben zu verliehren, Gefahr laufen werde. Kann man wohl moralisch gewiß annehmen, daß Leute, die nur einigen Verstand besitzen, diese Religion, ohne in ihrem Gemüthe von der Wahrheit und Göttlichkeit derselben, völlig überzeugt zu seyn, annehmen würden?

Betrachtet man die Person, oder den Character Christi, so wie er uns in den evangelischen Geschichten vorgetragen wird, so findet man, daß er weder mit einem Enthusiasmo noch Betrug, etwas ähnliches hat. Seine Religion und Sittenlehre ist viel zu erhaben, als daß man solche in Wahnsinn oder Schwärmerey auflösen könnte. Sie zeigt eine vollkommene Nüchternheit des Gemüths, und er beruft sich selbst mit seinen Boten auf das Urtheil und Gewissen der Menschen, und fodert eine unpartheyische und aufrichtige Untersuchung seiner Lehren. Da er das gröste Reformationswerk anfieng, so hatte er den gan-

ganzen Plan desselben in seinem Gemüthe entworfen. Er war sich der Absicht bewust, die er ausführen wollte. Man muß zugestehen, wenn man die Evangelia lieset, daß sich in seiner Aufführung ein zusammenhangender Plan zeiget, den er standhaft ausgeführt, und bey Ausführung desselben bis auf den Tod gelitten. So wenig man also seine Erscheinung und Betragen, aus einem Enthusiasmo erklären kann, so wenig kann auch solches aus Betrug geschrehen. Es ist ganz unmöglich, den Character Christi, wie er in den Evangelien erscheinet, mit dem Character eines Betrügers übereinstimmig zu machen. Er handelt nicht wie einer der zur Absicht hat, die Unwissenden und Kurzsichtigen in seinen Dienst hinterlistigerweise zu ziehen, damit er sich auf ihre Unkosten einen zeitlichen Vortheil irgend verschaffen könnte. Denn er war selbst von seiner ersten Erscheinung an, fortdaurenden Leiden ausgesetzt, und der erste Märtyrer in seiner Sache. Hier ist kein Anschein von verdorbenen Absichten. Im Gegentheil zeigt sich an seiner Person lauter Reinigkeit, Güte, Einfalt des Geistes, nebst der grösten Entschlossenheit, seinen Entwurf bis an das Ende zu verfolgen. Man erlaube mir, daß ich die Würde des Geistes von dem Stifter des

Christenthums noch deutlicher schildere, und daraus noch eine weitere Folge leite. Zuerst fällt jedem in die Augen seine Gottesfurcht, seine Liebe zu Gott, den er seinen Vater nennet. Er sagt, ich bin kommen, nicht, daß ich meinen Willen thue, sondern, des der mich gesandt hat. (51) Man betrachte seine Gebete, und da er zu dem lezten schrecklichen Auftritt nahete, für welchen, wie man wohl siehet, er die gröste Empfindlichkeit hatte, ist dieses sein Gebet: Vater ists möglich, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber, doch nicht, was ich will, sondern was du willst, geschehe. Er redete und handelte beständig als eine Person, die keine andere Absicht hatte, als Gott zu verherrlichen, seine gesegnete Rathschläge für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts auszuführen, und seiner Sache mit dem äussersten Eifer, auch auf Kosten seiner selbst sich anzunehmen. Zu seiner Gottesfurcht füge ich die vollkommene Einfalt seines Geistes hinzu. Er hatte sich keinen niedrigen Endzweck vorgesezt, den zu erreichen, man der Arglist oder der Künsten der Heucheley bedarf. Er war der würdigste, den man erdenken kann, und dieser war auf die bequemste

Art

(51) Joh. 16.

Art gesucht, mit der grösten Offenherzigkeit und Freymüthigkeit, im Angesicht alles möglichen, selbst des unvernünftigsten und beleidigendsten Widerstandes. Wie anständig dieser Einfalt des Geistes und seiner selber würdig, ist seine Antwort, da er vor Pilato für Gericht stand, und wegen seinen Ansprüchen, ein König der Juden zu seyn, gefragt wurde: so bist du denn ein König? Er antwortete: du sagst es: Ich bin ein König, und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Ich habe kein Königreich auf Erden, als das auf die Wahrheit gegründet ist. Ich will keine Eroberung auf irgend eine Art machen, als dadurch, daß ich die Urtheile und Gewissen der Menschen überzeuge, und sie zu dem Glauben an die Wahrheit, und zu Unterwerfung unter dieselbe gewinne. Ein jeder, der in der Verfassung ist, die Wahrheit anzunehmen, wird ein Unterthan meines Königreichs. Sein Königreich war nicht von dieser Welt, und so bedurfte er auch keiner weltlichen Kunstgriffe, vielmehr ist nichts, davor er einen größern Abscheu bezeigte, und dem er sich in seinen Gesetzen mehr widersetzet, als verdorbene, eigennützige Absichten und Heucheley. Er verfolgte seinen Vorsatz gleichför-

mig

nig und unbeweglich, lehrte das menschliche Geschlecht die lautere nöthige Wahrheit, und legte sein Leben zu Bestätigung derselben nieder. Niemals schmeichelte er den Großen und rief die Mächtigen um Schutz und Beystand an. Er schonte keines Lasters, und hatte keine Nachsicht in der Verabsäumung irgend einer Tugend. Mit dieser Einfalt des Geistes findet man bey ihm ein Gefühl der Würde und eine Großmuth vereinigt. Weit von einem aufgeblasenen Ansehen und einer stolzen Mine entfernt, die mehr von einem kleinen und eingeschrenkten, als von einem großen Geist zeugen, zeigte er es in der Größe seines Entwurfs, in der Unbeweglichkeit, in der Ausführung desselben, in seiner gänzlichen Verachtung dieser Welt, und alles dessen, was ihre Kinder für groß und glücklich schätzen, und was einer Person, die zu einer hohen Würde erhaben, geziemete. Dieses Gefühl von Würde war mit der äussersten Demuth und Sanftmuth des Geistes begleitet. Er spricht selbst: Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. (52) Er zeigte solches auch in der That, da er seinen Jün-

(52) Matth. 11.

Jüngern die Füße gewaschen. (53) Er war ganz Freundlichkeit und Herablassung. Er redete und that nichts, das nur einen Schein von Zorn hatte, ausgenommen, was aus Eifer für die Ehre seines himmlischen Vaters herkam, das auch die kühlesten und von Leidenschaften entfernte Gedanken, billigen musten. Er zeigte, daß es ihm unmöglich wäre, jemand zu verstoßen, der fähig war, ein Gegenstand seiner Güte zu seyn. Seine wenig bestellte Begleiter, nicht als Diener, sondern als Lehrjünger, waren von den ärmsten aus dem Volk. Seine Lebensart war von der niedrigsten Art. Zöllner und Sünder, die bereit waren, Buße zu thun, und ihr Leben zu bessern, waren ihm willkommene Gefehrden. Endlich kann die überfliesende Wohlgewogenheit seines Herzens, seinen Character krönen. Er kam in dem gnädigsten und erbarmungsvollesten, so wie in dem grösten Vorhaben. In Ausführung desselben gieng er unermüdet herum, Gutes zu thun. Wohin er kam, hinterließ er wesentliche Denkmähler seiner Huld und Gnade zurück. Er liebte die Menschen so sehr, daß er sich selbst für sie dahin gab. Seine Liebe war stärker als der Tod, und ge-

(53) Joh. 13.

gewiß größere Liebe hat niemand, denn daß er sein Leben lasse für seine Freunde, wie er selbst bezeuget. Wir sehen in ihm nicht allein die grösseste Wohlgewogenheit, sondern auch eine solche Feinheit und Zärtlichkeit der Zuneigung, die nach jedermanns Geständniß der beste Character in dem menschlichen Leben ist. In der That, ein unpartheyisches Wohlwollen gegen alle der Glückseligkeit fähige Wesen, und Gefälligkeit gegen verdienstvolle Menschen, sind Vollkommenheiten in dem äussersten Umfang! Zärtlichkeit, Sympathie, zarte Neigungen und Leidenschaften, diese alle, wiewohl sie oft nur quälend sind, und so von der Unvollkommenheit des Menschen zeugen, so sind sie doch allezeit wesentliche Kennzeichen eines guten Menschen, und die beste Zierden der Menschheit, und diese zeigen sich sehr natürlich an diesem Lehrer. Wir sehen ihn bey dem Grab Lazari weinen, desgleichen über das hartnäckigste, und zum Untergang verurtheilte Jerusalem; insonderheit sehen wir den liebenden und wahren Freund in seinen lezten Reden an seine Jünger, in denen man die gröste Zärtlichkeit, aber nichts mattes noch schwaches bemerken wird.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alles sagen sollte, was mir hierbey einfällt, oder

was ich noch anführen könnte. Wie groß war nicht seine Geduld und Standhaftigkeit, selbst bey der grösten Empfindlichkeit in seinem Leiden. Wie einnehmend die Ausdrücke der Güte gegen seine Feinde, selbst in der äussersten Pein und Todeskampf. Welchen gerechten Unwillen muß auch die vollkommenste Unschuld fühlen bey einer solchen Vergeltung von denen, welchen er zu dienen kam; dennoch behielt er stets eine ihm anständige Gemüthsverfassung. Hält man dieses alles zusammen, so kann man nicht läugnen, daß hier von den Evangelisten eine erstaunungswürdige Person auf den Schauplaz gebracht worden, und daß der Endzweck, der durch die Erscheinung dieser Person erhalten werden solle, der größeste, der nur erdenklich, und allerdings ihrer würdig ist, seye. Es kommt mir nun zu, daß ich weiters darthue, daß dieses alles nicht erdichtet, sondern daß diese Person würklich in allem so beschaffen gewesen. Hier muß ich nun bemerken, und ein unbefangener Mensch wird es nicht läugnen können, daß in allen den Nachrichten, die wir durch die Evangelisten von Christo haben, nichts ist, das einer ausgearbeiteten Beschreibung ähnlich ist, nicht der geringste Schein der rednerischen Kunst; sondern eine ungekünstelte aufrichtige Er-

zeh-

zehlung dessen, was geschehen ist, was Christus geredet und gethan hat. Sein Character ist groß, und über den Ausdruck erhaben. Es wird aber dem Leser überlassen, ihn aus der Beschreibung seiner Thaten herauszubringen. Die Absicht, zu der er in die Welt kam, wird nicht auf einmal erklärt, sondern entfaltet sich stufenweise von selbst, und die Geschichtschreiber geben deutlich genug zu verstehen, daß derselbe selbst von ihnen lange nicht verstanden worden. Solche ungekünstelte Einfalt siehet gewiß keiner Erdichtung gleich, oder einer Frucht der arbeitenden Einbildungskraft. Zudem kann man noch beyfügen, daß man nicht die geringste Sorgfalt siehet, sich wider einige Einwürfe zu verwahren, die in den Gemüthern der Leser entstehen konnten. Der erstaunliche Auftritt wird ihnen vorgelegt, und dieses alles, auch was am nachdrücklichsten scheinen mögte, mit der grösten Einfalt, und es wird dem Leser überlassen, von dem Ganzen zu urtheilen. Es sind sehr viele Sachen in den Evangelien, die den Juden höchst anstößig seyn musten, absonderlich die Lehre von dem Kreuz, und die ihnen sehr nachtheilige Nachrichten von ihnen selbst und ihrer Religion, nebst den Weissagungen von dem traurigen Untergang, so der jüdischen Nation bevorstand, und

noch vielen Sachen, die andern anstößig schienen. Wenn wir nun voraus setzen, daß ein großer Geist, der diesem Geschäfte gewachsen wäre, eine solche Lebensbeschreibung zu entwerfen, unternommen hätte, so würde ihm nicht verborgen gewesen seyn, daß er vielen Einwürfen ausgesezt seyn würde, er würde auch Sorge getragen haben, nichts zu erwehnen, das ihm nachtheilig seyn könnte; aber von diesem sehen wir nichts in den Evangelien. Man siehet nirgends, daß der Schriftsteller daran gedacht habe, zu erwegen, wie diese oder jene Handlung den Menschen vorkommen würde. Ohne auf dieses alles Acht zu geben, legen sie uns die Begebenheiten vor, und bekümmern sich nicht darum, ob sie uns wahrscheinlich dünken oder nicht. Will der Leser ihrem Zeugniß nicht glauben, so bleibt ihm sonst kein Mittel übrig. Gewiß hat dieses alles das Ansehen von Aufrichtigkeit, und daß sie der Welt nichts anders bekannt gemacht, als was sie selbst mit dem besten Grund geglaubt haben. Was man aber am meisten muß in Erwägung ziehen, ist dieses, daß es gänzlich unglaublich ist, daß die Apostel fähig gewesen, eine solche Person, wie die von Christo, zu erdichten, einen solchen Entwurf, der durch ihn zu Stand gebracht werden

den sollte, solche Mittel ihn auszuführen, und daß sie einen solchen Character durch sehr viele Begebenheiten und Reden, so wie sie in den Evangelien erzehlt werden, sollten hindurch geführt haben. In der That, wenn sie nichts schrieben, als was sie mit ihren Augen sahen, und mit ihren Ohren hörten, so war nichts leichters; wenn aber alles Erdichtung ist, wie unvermögend waren sie darzu? Gewiß, es kann sich niemand vorstellen, daß es ihnen jemals hätte können einfallen, eine solche ausserordentliche Person zu erdichten, einen solchen Endzweck, den er suchen solle, ein solches Königreich, das ganz geistlich ist, oder wenn eine solche Person oder ein solch besonderes Reich von ihnen ausgedacht worden wäre, daß sie ihn in so niedrigen Umständen in der Welt erscheinen ließen als, einen Verachteten, und zulezt Gekreuzigten, und ob er gleich von den Todten auferstanden, er doch den Menschen nicht mehr erscheine, sich ihrer Geschäfte nicht mehr äusserlich annehme, sondern, wie sie sagen, im Himmel seye. Wer kann sich moralisch gewiß vorstellen, daß dieses alles ein Geschöpfe der Einbildungskraft der Menschen seye, sonderlich solcher ungelehrten und einfältigen Leute, wie die Apostel waren. Es haben einige der Gegner des

Christenthums, besonders **Voltaire**, gesagt, die Verfasser des neuen Testaments seyen Leute von sehr niedriger Sorte, ihre Schriften sehr verwirrt, und ihre Meynungen in manchen Stellen schwer zu verstehen, sie hätten selbst keinen deutlichen Begrif gehabt, was sie andern mittheilen wollen, und dennoch haben diese schwache, ungelehrte und verwirrte Schriftsteller, der Welt eine solche Person mit allen Umständen ihres Gemüths, und ihren Verrichtungen aufgestellt und vorgelegt, die weder **Homer** noch **Virgil**, hätten erdichten können. Ein Entwurf, der größer und wichtiger ist, denn einer, der in ihre Einbildungskraft hätte kommen können! Was sollen wir zu diesem sagen? Gewiß, diejenige, so behaupten, die evangelische Geschichte seye eine Erdichtung, müssen zulezt sehr erstaunt seyn, daß die Evangelisten zu einer solchen Unternehmung geschickt gewesen, erstaunt, daß sie sich daran gewagt, und noch mehr, daß sie einen solchen glücklichen Fortgang gehabt haben.

Es sind zwey merkwürdige Begebenheiten in der evangelischen Geschichte, die sehr natürlich scheinen, und es höchst wahrscheinlich machen, daß die Apostel die wahre Absicht ihres Herrn und Meisters damals nicht gewust. Die erste

be-

befindet sich Matth. 20. Eine zärtliche Mutter, die ohne Zweifel die ehrgeitzige Einbildungen ihrer Söhne wuste, bat Christum um die höchste Stellen in seinem Reich für ihre beyde Söhne. Christus nahm daher Gelegenheit, den Geist und die Gemüthsbeschaffenheit, die seine Jünger haben sollen, auf eine feine Weise ihnen zu erklären: Ihr wisset, sprach er, daß die weltliche Fürsten herrschen, ꝛc. so soll es nicht unter euch seyn, sondern so jemand unter euch will gewaltig seyn, der seye euer Diener, und wer da will der Fürnehmste seyn, der seye euer Knecht, gleichwie des Menschen Sohn nicht kommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben für viele, ꝛc. Wir haben klare Anzeigen in der evangelischen Geschichte, daß die Jünger Christi sehr oft einen solchen Zwist unter sich hatten, um Ehren und Würden in seinem Reich. Hieraus erscheinet ganz deutlich, daß sie die ganze Zeit von einem weltlichen Königreich geträumet, von einem solchen, als die Juden erwarteten, daß ihres Meßiä seyn würde, und daß sie also keinen Begrif von einem, das nicht von dieser Welt wäre, gehabt. Die andere Begebenheit finden wir Luc. 24. Zwey Jünger unterredeten sich mit einander von der Kreuzigung und

dem Tod Christi; sie fügten hinzu, sie hätten gehoffet, er solle Israel erlösen, und zeigten hiermit an, daß nunmehro alle ihre Hofnungen verschwunden wären. Dieses lehret uns, daß sie keinen Begrif von der Art der Erlösung hatten, die Christus zu Stand bringen sollte. Selbst nach seiner Auferstehung waren sie noch in Erwartung eines weltlichen Reichs, Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? war ihre Frage. (54) So ist nun hieraus klar, daß ein geistliches Reich, eine geistliche Erlösung, damals Sachen waren, von denen sie keinen Begrif hatten, und gewiß läßt sich nicht muthmaßen, daß sie jemals an einen solchen Entwurf würden gedacht haben. Eine Regierung, in welcher der Sohn Gottes, als seines Vaters Reichsverwalter, alle Gewalt und Ansehen ausübet, und seinen getreuen Knechten das ewige Leben giebt, an dessen Reich alle Nationen, Juden und Heiden, Barbaren und Scythen rc. sollten Antheil haben: Nichts konnte den Meynungen, die damals bey den Juden herrschten, mehr zuwider seyn, nichts mehr mit den eitlen Hofnungen streiten, die sie sich, als der Saame Abrahams gemacht hatten.

Aus

(54) Actor. I.

Aus diesem zeigt sich klar, daß die Apostel zuerst die eigentliche Absicht ihres Herrn nicht verstanden, sondern, wie die andere Juden, einen grossen weltlichen Fürsten in Gedanken hatten, und es ist schlechterdings unwahrscheinlich, wie ich schon angemerkt, daß ihre Gedanken jemals auf ein Reich von geistlicher Natur hätten fallen können. Allein, wenn man voraus setzen will, daß, nachdem sie in ihren ersten Absichten fehlgeschlagen, sie einen andern, und ganz verschiedenen Entwurf gemacht, und in seiner Ausführung glücklich gewesen, so ist es aller Wahrscheinlichkeit zuwider, daß sie dennoch sollten von ihrem Irthum bey ihrem ersten Versuch, Nachricht geben, nicht nur bey erfahrner Widerwärtigkeit bey dem einen zu einem ganz andern Entwurf fortschreiten, sondern dieses alles ihren Lesern erzehlen, und ihre Schwachheit jedermanns Tadel aussetzen. Kurz, hier ist eine Person, und ein von ihr ausgeführter Entwurf, die eines des andern würdig sind, aufgestellt. Dieser Entwurf wird auf eine solche ausserordentliche Art zu Stand gebracht, daß man moralisch gewiß behaupten kann, er übertreffe alle Geburten des menschlichen Geistes. Weit weniger ist er die Erfindung armseliger und ungelehrter Männer, die keine andere Absicht scheinen

nen gehabt zu haben, als die Welt glauben zu machen, was sie selbst gesehen und gehört haben. Es hat auch nicht den geringsten Anschein, daß die Evangelisten sich zusammen berathschlaget, und die Nachrichten, die sie besonders der Welt vorlegen wollten, verglichen haben, sondern daß jeder die Dinge so vorstelle, wie sie ihm vorkamen, welches die Verschiedenheit der Nachrichten veranlaßte, woraus so viele Einwürfe wider sie entstanden, und hätten sie schlimme Folgen gefürchtet, so hätten sie ihnen mit leichter Mühe vorkommen können. Aus dem ganzen Plan aber, den sie uns von der Erlösung Christi vorlegen, erhellet, daß die Glückseligkeit des Menschengeschlechts, dem Vater der Schöpfung ein sehr theurer Gegenstand, und daß unsere unsterbliche Geister von dem grösten Werth in seinen Augen sind, und daß seine Gnad und Güte unaussprechlich seye.

Nach dieser Voraussetzung will ich nunmehr der hochansehnlichen Versammlung nicht eine Demonstration, im eigentlichen Verstand, denn diese lässet der Gegenstand nicht zu, sondern einen moralischen Beweis für die Wahrheit des Christenthums weiters vorlegen. Bey diesem Beweis kommt es nun hauptsächlich darauf an, ob der

Stif-

Stifter des Christenthums ein göttlicher Gesandter, ein göttlicher Lehrer seye. Hier will ich mich nun nicht auf Wunder und Weissagungen berufen, sondern ich will einen andern Weg einschlagen. Ich will nemlich zuerst zeigen, was das menschliche Geschlecht von einem solchen göttlichen Lehrer, wenn es möglich wäre, daß ein solcher in die Welt kommen sollte, eigentlich zu erwarten haben müste. Dieser Untersuchung ein Genügen zu thun, muß man bemerken, daß die Grundlagen der Sittlichkeit, so in unsere Natur gelegt sind, unveränderlich, und die gleichen für das ganze menschliche Geschlecht in allen Zeitaltern und Umständen seyn müssen. Diese Grundlagen muß man in allen Arten von Unterricht voraus setzen, als diese, daß es in den Grundsätzen, Neigungen und Handlungen ein Unterschied von Recht und Unrecht gebe, und daß das Gemüth des Menschen denselben beurtheile. Die ursprüngliche Begriffe von Recht und Unrecht, vom Schicklichen und Unschicklichen, vom Liebenswürdigen und Geringschätzigen in der Gemüthsart und Aufführung, werden nicht durch Unterricht erlangt, sondern man darf nur dem Gemüth den Gegenstand vorhalten, so entstehen sie gleich andern Begriffen und Vorstellungen von sich selbst. Und

in der That, wenn keine solche ursprüngliche Gefühle in dem Gemüthe des Menschen wären, so würden die Worte, die man gebraucht, sie auszudrücken, gar keine Bedeutung haben. Allein es sind keine Vorstellungen den Menschen geläufiger, als diese. Alle Menschen haben sie, und wissen, wie verschieden es ihnen zu Muthe ist, wenn eine recht gute oder schlimme Handlung ihnen vorkommt. Recht und Unrecht, Gutes und Böses, sind die Gegenstände des Gewissens, das allerdings den wichtigsten Theil unserer Einrichtung ausmacht. Ein jeder, dessen Gemüth nicht in einem ganz verunstalteten Zustand ist, muß für den Beyfall oder die Mißbilligung, nachdem er das Gute oder das Gegentheil hievon thut, empfindlich seyn, und wenn seine geistliche Sinnen wohl geübt sind, so muß er auch eine Freude kennen, wenn er seine Pflicht thut, und einen Schmerz, wenn er thut, was sein eigen Herz verdammt. Allein es ist durch die Erfahrung gewiß, daß sittliche Unreinigkeit und verderbte Vorurtheile der geistlichen Beurtheilungskraft sehr schädlich seyn, und schlimme Gewohnheiten und Bekanntschaften mit dem Laster den Abschen sehr verringern können, mit dem sonst grobe Unsittlichkeit bey gesundem Zustand das Gemüth

ergreift. Ja noch mehr, durch blose Irthümer des Urtheils können die Menschen das Böse, unter dem Begriffe des Guten ausüben, und eine Handlung, die würklich gut ist, für einen Fehler ansehen. Hier ist also ein weites Feld für die moralische Zucht; daß das menschliche Geschlecht von diesen Vorurtheilen, die das Gemüth verderben, befreyet werde, und daß die geistliche Sinnen und Beurtheilungskraft in ihre eigentliche Stärke wieder hergestellet werde. Wenn ferner das Gemüthe des Menschen über diese Empfindungen von Recht und Unrecht nachdenket, über die Freude, die mit dem Gutesthun verbunden, und über den Schmerz, den lasterhafte Thaten begleiten; und daß die Kräfte des Gewissens, woraus diese entspringen, zwar stark geschwächet, dennoch nicht gänzlich aus unserer Einrichtung können weggetilget werden; so ist es ein natürlicher Schritt, diese Empfindung der Dinge als einen Beweis zu betrachten, daß der Urheber der Einrichtung des Menschen, ein solches Wesen seye, das selbst für das Recht und Unrecht empfindlich seye, das das erste billiget, und das lezte verdammet. Weiters, daß das Gefühl vom Guten und Bösen, das dem ganzen menschlichen Geschlecht gemein ist, muß als Gottes Gesetze,

das

das er in unsere Herzen geschrieben, betrachtet werden. Woraus denn eine natürliche Folge ist, daß der, so der Urheber dieses Gesetzes ist, auf unsere Handlungen aufmerksam seyn werde, daß die Ausübung des Guten ihm gefällig, das Böse aber mißfällig seyn werde. Dieses können wir nun nicht glauben, ohne einen Schritt weiter zu gehen, und uns davon zugleich zu überzeugen, daß er sein Wohl- oder Mißfallen, seinen Geschöpfen empfindlich machen werde, so daß er die Guten belohne, und die Bösen bestrafe. Dieses scheinet die ursprüngliche Sprache der Natur zu seyn, wie bereits schon der Graf Richard bewiesen, und bey dem ersten Anblick, große Folgen zu haben. Und gewiß nichts kann größere haben, und der Zustand des menschlichen Geschlechts muß in sehr verschiedenem Licht erscheinen, je nachdem man dieses glaubt oder nicht. Die Tugend muß einen unaussprechlichen Zuwachs bekommen, oder bey dem Gegentheil daran verliehren. Und da die Menschen in nichts mehr geirret haben, als in ihren Nachforschungen über die göttliche Regierung, über die Belohnungen des menschlichen Betragens mit dem Wohl- oder Mißfallen Gottes, über die Mittel, seine Gunst zu erhalten, und was die Früchte und Folgen seiner Gunst

oder Ungunst für einen jeden insbesondere seyn werden; so könnte nichts wünschenswürdiger seyn, als ein klaren und vollständigen Unterricht hierüber, und eine solche Nachricht von der Regierung Gottes, in welcher das Gemüth mit völliger Zufriedenheit sich beruhigen muß.

Lasset uns nun einen solchen von Gott zum Unterricht der Welt, in der Sittlichkeit gesendeten Lehrer annehmen; was sollen wir von ihm in dieser besondern Stelle erwarten, als daß er mit göttlichem Ansehen, dieses Gefühl von Recht und Unrecht, das uns ursprünglich gegeben worden, wieder herstelle, und aufs neue verstärke; daß er den Menschen zu erkennen gebe, daß ihr Schöpfer dieses, als ein Gesetz für sie bestimmt habe; daß er die Stelle eines moralischen Regierers vertreten, und sein Wohl- oder Mißfallen, je nachdem sich die Menschen seinem Gesetze unterwerfen oder nicht, an den Tag legen werde; daß er das Gewissen, als die höchst regierende Macht in dem Menschen, wieder auf den Thron setze; die Menschen von den Vorurtheilen, die aus schlimmen Neigungen, Gewohnheiten, menschlichen Ansehen, oder irgend einer andern Quelle entsprungen, befreye; daß er ihnen ihre Pflichten vorschreibe, und sie lehre,

das Böse zu vermeiden; daß er sie so zu der Einfalt der Wahrheit, und zu einem richtigen Gefühle ihrer sittlichen Verbindlichkeit zurückführe. Dieses muß nun die Beschäftigung eines solchen Lehrers ohne Widerrede ausmachen, und wenn er dieses gethan hat; so ist alles verrichtet, was man von ihm in der Sittlichkeit erwarten kann. Er kommt nicht neue Grundsätze, oder neue einfache ursprüngliche Begriffe, oder Gefühle zu geben, sondern die Natur von lasterhaften Neigungen, Gewohnheiten und unrichtigen Verbindungen der Begriffe, in Freyheit zu setzen, dem Gewissen seine Herrschaft wieder zu geben, und seine Entscheidungen mit einem göttlichen Ansehen zu unterstützen. Mit einem Wort, ein solcher Lehrer muß die Grundlagen, die der Urheber der Natur gelegt hat, beybehalten, und zwar mit einer solchen Deutlichkeit dieselbe vortragen, daß seine Lehren für jedermanns Faßlichkeit eingerichtet sind. Nicht jeder ist fähig, philosophische Nachrichten von der Einrichtung der Natur, das Lehrgebäude ihrer Kräften, und der sittlichen Verbindlichkeit zu begreifen. Nicht jeder ist fähig, der Wahrheit durch lange Herleitung der Folgerungen, aus ihren ersten Grundsätzen nachzufolgen, das ist, nicht alle

Men-

Menschen sind geschickt, Philosophen zu werden. Aber alle Menschen wissen das Recht vom Unrecht zu unterscheiden. Alle Menschen haben in einem gewissen Maas moralische Gefühle, und sind fähig den Unterricht, dadurch ihnen ihre Schuldigkeit deutlich angezeigt wird, zu verstehen. Wenn diese Lehren, als Gesetze von Gott vorgetragen, und also als solche angenommen werden, so ist die Absicht des Unterrichts glücklich erreicht. Man vergleiche dieses mit dem Unterricht Christi in der Sittenlehre, so wird ein jeder, der mit Aufmerksamkeit ließt, was er nach den Nachrichten seiner Jünger gelehret, und was sie selbst, so wie sie es von ihm empfangen, gelehret haben, deutlich sehen, daß dieser Lehrer selbst eine vollständige Erkenntniß der menschlichen Natur und der Sittlichkeit gehabt. Man kann sagen, daß vorher niemand gelehret hat, wie er, und hätte er die Absicht gehabt, diese Sache, die den Stoff seiner Gesetze ausmachen, nach einer philosophischen Lehrart vorzutragen, so würde es ihm sehr leicht gewesen seyn. Aber wie weit sie davon entfernt seye, das habe ich schon bemerkt. Bey einem Lehrer der Sittlichkeit, dessen Aussprüche alle verstehen und beobachten müssen, ist Einfalt,

und eine deutliche Andringung an das Herz und Gewissen vor allen Dingen nothwendig gewesen. Der Unterricht Christi ist so beschaffen, wie er einem solchen zukommt, der weiß, was in dem Menschen ist, und wie er sich an diese Grundsätze und Springfedern der Handlungen richten solle, die, wenn sie recht berühret werden, ein jeder fühlen, und für ihre Macht empfindlich seyn muß. Ein jeder, der so glücklich ist, daß er seine Lehren in Uebung bringt, muß nothwendig zu einem völligen rechtschaffenen Menschen erhoben werden. Dieses zu erläutern, würde die natürliche Methode seyn, alle Zweige der Sittlichkeit, so wie sie in dem neuen Testament gelehret werden, zu durchgehen. Allein dieses Vorhaben auszuführen, würde sehr weitläuftig, und einer hochansehnlichen Versammlung verdrießlich werden. Ich will daher nur einige allgemeine Anmerkungen machen, die das ganze unserer Pflicht betreffen, so wie es uns Christus und seine Jünger vorgelegt haben, und dann einige der vornehmsten Dinge, die zu einem guten und glücklichen Leben, am wesentlichsten gehören, betrachten.

Ich kann erstlich bemerken, wie stark bey der Ausübung des göttlichen Willens auf Einfalt, und

Auf-

Aufrichtigkeit gedrungen wird, so daß wir dabey unser Urtheil, und die Aussprüche des Gewissens zu Rathe ziehen, und daß wir würklich nach den Grundsätzen, und Gemüthsverfassungen handeln, nach denen wir zu handeln vorgeben. Christus hat dieses seinen Jüngern sehr eingeschärfet, und gezeigt, daß alle Handlungen der Andacht und der Liebe, so sie nicht mit Aufrichtigkeit, und mit einem guten Gemüthe geschehen, nur verlohrene Arbeiten sind, und dem, der das Herz kennet, nicht angenehm seyn können. Er vergleicht die Heuchler sehr bequem mit den geweiseten Gräbern, die schön von äusserlichen Zierrathen sind, inwendig aber voller Unreinigkeit (55). Er versichert uns, daß wir nur dadurch unserm Vater im Himmel gefallen würden, wenn wir von ganzem Herzen unsre Pflichten thun. Ein jeder, der mit Aufmerksamkeit das neue Testament durchgehet, wird es sehen, daß man diese Foderungen allenthalben antrift. Christus erlaubt seinen Jüngern auf nichts anders, als auf die Aufrichtigkeit des Herzens ihre Hoffnung bey Vollbringung des göttlichen Willens zu gründen. Nicht die bloße äusserliche Handlung, sondern die Beschaffenheit

(55) Math. 23.

des Gemüths wird gefodert, als dasjenige, worinnen das eigentliche Wesen des Gehorsams besteht (5). Die Jünger Christi werden zum andern angeleitet den Willen Gottes zu thun, ohne einiges Absehen auf die Folgen davon für ihr zeitliches Wohlergehen. Sie müssen ihre Pflichten erfüllen, und nicht allein der Befriedigung ihrer bösen Begierden entsagen, sondern sich auch dabey Verlust und Leiden aussetzen, und man kann eigentlich dieses für ein Hauptbeding ansehen für diejenige, die seine Nachfolger werden wollen. Es wird darum auch sehr oft eingeschärfet, und ihnen befohlen, daß sie eher den Tod ausstehen sollen, als ihr Gewissen verletzen, und eine böse Handlung begehen. Das heisset, die göttliche Gesetze, und das Gefühl vom Guten und Bösen, das Gott in das Herz gepflanzet hat, im höchsten Grad ehren. Es zeiget aber auch dieser große Lehrer an, daß wenn jemand bey getreuer Ausübung seiner Pflichten in Elend und Trübsal gerathen würde, er dafür eine Entschädigung, besonders nach dem Tode von Gott sicher zu hoffen haben sollte, als welches uns auch die Vernunft von der moralischen Regierung Gottes deutlich

(56) 2. Cor. 1. v. 12. 1. Joh. 3. v. 20. 1. Cor. 13. v. 3.

lich lehret. Zum dritten ist der Gehorsam, welchen Christus fodert, um Gott wohl zu gefallen, von einer ungezwungenen Art. Es ist der Gehorsam eines Kinds, nicht eines Sclaven, nicht die bloße Würkung des Schreckens, und der Furcht der Strafe, sondern die Wahl unsers eigenen Herzens. Sie entsteht aus der Liebe Gottes, aus der Empfindung unserer Schuldigkeit gegen ihn, als unsern lieben Vater, und einem Verlangen, ihme ähnlich zu werden. Hierbey wird uns Gott vorgestellt als ein Richter, der das Böse mit schrecklichen Strafen belegen, und das Gute mit großen Belohnungen vergelten werde. Dieses alles muß das Herz des Menschen, als etwas, welches vollkommen mit unsern Begriffen von Gott, dem obersten gerechten sittlichen Regierer übereinstimmt, billigen. Der Schauplatz einer zukünftigen Welt wird in ein solches Licht gesetzt, daß er einen mächtigen Einfluß in die Furcht und Hoffnungen haben muß, daß er die Menschen, die unter der Herrschaft böser Lüsten stehen, aufwecket, sich an die Verbesserung ihres Lebens zu wagen, und ihren bösen Neigungen zu widerstehen. Der Apostel Paulus ist besonders sehr weitläuftig hierüber, und stellet den wahren Geist des Christenthums nicht als knechtisch, sondern als höchst frey vor,

der aus den besten Grundsätzen handelt, nehmlich aus kindlicher Pflicht und Dankbarkeit, die wir Gott, als unserm Vater und Wohlthäter, schuldig sind. Allerdings muß der Gehorsam, dessen Hauptinhalt Liebe ist, von einer ungezwungenen Art seyn. Liebe Gottes und des Nächsten, sind die edelste Grundtriebe, so auf das Herz des Menschen würken können, und der Gehorsam, der daraus entspringt, muß höchst edel seyn ꝛc.

Nachdem ich diese allgemeine Beobachtungen gemacht, so will ich noch mit wenigem die christliche Sittenlehre in ihren besondern Theilen darstellen, und einige Hauptzüge derselben erklären. Niemand wird daran zweifeln, daß die ganze Summe unsers Gehorsams in der Liebe Gottes, und der Menschen bestehet, und das lehret Christus ausdrücklich (57). Es ist nicht möglich, daß die Menschen richtige Begriffe von Gott haben, als dem allmächtigen Vater, dem weisen und gerechten Regierer der Welt, von unendlicher Güte, ohne, daß sie zugleich es empfinden, daß sie zur grösten Liebe gegen ihn und zum schuldigsten Gehorsam verbunden sind. Diese gute Neigung wird durch eine andere sehr verstärkt, die zwar von ihr

(57) Math. 22.

ihr verschieden, aber auf das Gleiche abzwecket, nehmlich durch die Dankbarkeit für die viele Wohlthaten unsers Schöpfers. Wir betrachten bloße Güte mit Beyfall und Liebe; Güte aber, die uns wesentliche Wohlthaten zutheilet, mit Dankbarkeit, und diese hat der Lehrer und Stifter des Christenthums mit seinen Boten uns ebenfalls sehr nachdrücklich anbefohlen. In dieser Absicht hat er ganz anders, als die berühmte Philosophen, die vor ihm waren, gelehret, denn in ihren Schriften, so umständlich sie auch in Empfehlung der Tugend seyn, so bekümmern sie sich wenig um die Liebe zu unserm Schöpfer, und die Schuldigkeit, so wir gegen ihn haben. Ein jeder aber, der mit Aufmerksamkeit diesen Sachen nachdenkt, muß einsehen, daß richtige Vorstellungen von dem höchsten Wesen, ein Gefühl seiner Gegenwart, und daß er unser Regierer und Vater ist, aufrichtige Ergebenheit des Herzens an ihn, höchstwichtig sind, und mehr als alles andere zu einem guten sittlichen Zustand des Gemüths beytragen. Das andere große Gebot Christi ist, daß wir unsern Nächsten lieben sollen als uns selbst. Dieses hat er sehr oft eingeschärft und gezeigt, daß wo wir nur immer Anlaß haben, die Vortheile des menschlichen Geschlechts zu befördern,

wir es mit Freudigkeit thun, und jeden Menschen für unsern Nächsten halten sollen. Er vermahnet seine Jünger mit aller Großmuth und den gütigsten Gesinnungen zu handeln (58). Unsere Feinde sollen wir lieben, sie mögen auch noch so ungerecht gegen uns gewesen seyn. Das ist die höchste Art der Ausübung unserer Wohlgewogenheit, und Christus ermahnet seine Jünger darnach, als der vollkommenen Aehnlichkeit mit Gott zu streben (59). Er fodert weiters die Bereitwilligkeit seinen Feinden zu vergeben, als nothwendig Gott wohlgefällig zu werden, und die Vergebung unserer eigenen Uebertretung zu erlangen (60). So bestraft er auch, und warnet seine Jünger für allen schnellen Urtheilen, und unbilligem Tadel, und zeiget, daß Menschen von tadelsüchtiger Gemüthsart, wenn sie mit Unpartheilichkeit auf sich selbst zurücksehen, Stoff genug zur Selbstbeschuldigung fänden, ja vielleicht noch anstössigere Fehler, als sie bey andern anzutreffen vermeynen (61). Ich muß ferner bemerken, daß neben der Liebe und dem Wohlwollens, so wir allen

(58) Luc. 6. v. 32—36. (59) Math. 5. v. 44 & seq. (60) Math. 6. v 14. (61) Math. 7. 1—6.

allen Menschen schuldig sind, es noch gewisse Beziehungen in dem Leben giebt, durch welche die Menschen näher mit einander verbunden sind. Solche sind die Beziehungen von Mann und Weib, von Eltern und Kindern, die von vertrauten Freunden, und dergleichen, und es ist klar, daß es eine große Weisheit und Güte ist, daß unsere Natur mit diesen Neigungen begabet ist. Denn sie tragen überaus viel zu den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens bey. Wie aber die Gegenstände dieser Neigungen in einem engern Kreise liegen, indem wir bessere Gelegenheit haben, dem Endzweck derselben genug zu thun, so haben sie auch eine solche Stärke und Zärtlichkeit, welche in vielen Absichten unbequem seyn würde, wenn die Gegenstände derselben, so weit, als die von unserm allgemeinen Wohlwollen ausgedehnt wären. Unser großer Lehrer, und seine Apostel haben die Menschen zur Uebung dieser Neigung sehr aufgemuntert, und sind in ihren Lehren für die verschiedene Beziehungen des häuslichen Lebens sehr umständlich gewesen. Sie lehrten die Pflichten der Männer und Weiber, der Eltern und Kinder, der Herren und Knechte, und riethen solche Gesinnungen an, die hauptsächlich dahin zielen, die gesellschaftliche Neigungen zu verfeinern,

nern, zu reinigen und zu heiligen (62). Ausser diesem werden in dem neuen Testament die besondere gesellschaftliche Tugenden, so das Privatleben angehen, oft und ernstlich empfohlen, und ihre Nothwendigkeit gezeigt. Dergleichen sind, Demuth, Sanftmuth, Geduld, Erbarmung, Mitleiden, Mäßigkeit, Keuschheit und Zufriedenheit. Die Demuth kann mit der wahren Größe des Geistes wohl bestehen, und ist an sich selbst liebenswürdig, hingegen ein stolzer und hochmüthiger Geist äusserst anstößig, und in vielen Absichten schädlich. Christus warnet für nichts so sorgfältig, als vor dem Hochmuth, und es war bey ihm eine Art von Sprüchwort, daß der, so sich selbst erhöhet, soll erniedriget werden, und damit seine Jünger diese wichtige Vorschrift nicht vergessen möchten, so ergriff er ein kräftiges Mittel, sie in ihre Gemüther einzuprägen, und waschte ihnen die Füße, und erklärte ihnen die Meynung dieser Handlung mit den deutlichsten Worten (63). Seine Boten vermahnen die Christen gleicher weise, sich mit Menschenliebe zu bekleiden,

---

(62) Man sehe hievon 1 Petr. 3. v. 7. Col. 3. v. 9. Eph. 6 v. 4.

(63) Joh. 13. 14. 15. 16.

den, und eine demüthige Sinnesart, und Erbarmung anzunehmen. Ich würde die hochansehnliche Versammlung allzusehr ermüden, wenn ich noch besonders von Erduldung des Unrechts, der Zufriedenheit, dem zärtlichen Erbarmen und andern Tugenden insgemein, reden wollte, welche den Jüngern Christi ernstlich empfohlen werden, und in den Augen Gottes von großem Werth seyn müssen; eben so, wie sie auch vor dem Geitz, welcher unter allen moralischen Krankheiten das Herz am meisten zusammenziehet, und allen schönen Neigungen sich widersetzet, gewarnet werden. Allein das will ich doch noch beyfügen, daß den Christen von diesem großen Lehrer sehr oft die Reinigkeit von den Befleckungen des Fleisches, Mäßigkeit und Nüchternheit, als nothwendig um die Gunst Gottes zu erlangen, und der Glückseligkeit theilhaftig zu werden, empfohlen werden. Er zeigt, daß die Herzen und Begierden rein seyn müssen, sonsten können die Menschen Gott nicht angenehm seyn ꝛc.

So ist nun die Sittenlehre des neuen Testaments beschaffen. Ich habe nur die Hauptzüge derselbe berühret; allein es erhellet schon daraus, daß der Stifter des Christenthums in den wahren Geist der Sittenlehre hineingedrungen, und daß

derjenige, der ihren Anweisungen folget, die äusserste Vollkommenheiten erreichen werde, so die sittliche Weltweisheit immer zum Endzweck haben kann. Christus giebt uns freylich kein Lehrgebäude, oder Sammlung von Satzungen, auch liesse er sich nicht bis zu ganz kleinen Anweisungen in besondern Handlungen des Lebens herab. Es ist allerdings unmöglich ein solches Lehrgebäude abzufassen, das zureichend wäre, einen jeden insbesondere in allen Handlungen seines Lebens zu leiten, und das zugleich allen Umständen und Vorfallenheiten angemessen wäre, und wenn auch der Gesetzgeber in die umständlichste Betrachtung der Dinge sich einlassen würde, so muß dennoch in der Anwendung dieser Gesetze auf besondere Handlungen, und ihre Umstände dem Gewissen, und Gefühl von Recht und Unrecht sehr vieles überlassen werden. Ohne diese Freyheit würde kein geschriebenes Gesetz, es möchte noch so weitwändig abgefaßt seyn, ein vollkommener Handleiter seyn, wie es auch einem jeden einleuchten wird, der dieser Sache nachgedacht hat. Christus aber hat, als Sittenlehrer eine glücklichere Bahn betreten, wodurch er seinen Endzweck weit kräftiger befördert, und an den Tag leget, daß er ein Meister war in dem, was er gelehret hat. Er richtete

sich

sich vornehmlich an die Grundsätze und Neigungen, die Gott in das Herz, als Quellen des Handelns, dasselbe zu leiten und zu führen, gepflanzt hat, und die er vollkommen kannte. Ein solches ist das Vermögen den sittlichen Unterschied der Dinge zu bestimmen, das Gefühl vom Guten und Bösen, vom Vortreflichern und Schlechtern. Er dringet auf die Liebe Gottes, als das Erste und Wichtigste in der Sittenlehre und der Religion, und auf die Liebe des Nächsten, und einer Geneigtheit zur allgemeinen Wohlthätigkeit. Hierbey vergißt er nicht die besondere Tugenden und Pflichten der Frömmigkeit und Christenliebe, welche die Grundtriebe zu äusserlichen guten Handlungen sind, einzuschärfen, und die Natur von allen Vorurtheilen, bösen Neigungen und Gewohnheiten zu befreyen. Ich füge diesem noch besonders bey, daß der Unterricht Christi in der Sittenlehre nicht nur für das menschliche Geschlecht sehr wohl eingerichtet, sondern auch von den eitlen und verkehrten Dingen, so in der Weltweisheit der Alten, eingemischet waren, und den albern und ungereimten Sachen, die listige Priester erdacht haben, befreyet ist. Alles, was er von seinen Jüngern fodert, zielet offenbar ab, die wahren Entzwecke der Sittlichkeit zu beförderen, und die menschliche

Natur

Natur zu der ihr bestimmten Beschaffenheit zu bringen. Nichts ist in seinen Gesetzen überflüßig, auch fehlet nichts. Ueben die Menschen seine Religion aus, so werden sie nützliche Glieder der Gesellschaft seyn. Die besten Christen werden auch die besten Väter, und die gehorsamsten Kinder abgeben, die zärtlichsten Ehemänner, und keusche und getreue Weiber, die gütigsten Meister und folgsamsten Knechte, die besten Fürsten und die getreuesten Unterthanen. Mäßig, und liebreich in hohen Ehrenstellen und Reichthum, geduldig in Widerwärtigkeiten, nicht leicht zum Zorn gebracht, und bald versöhnt, mitleidig und barmherzig gegen Unglückliche, und überhaupt rein, und Gott wohlgefällig in ihren Gesinnungen und Handlungen 2c.

Der Urheber dieser Gesetze und Lehren giebt nun bey deren Aufstellung öffentlich an, daß er ein von Gott gesandter Lehrer seye. Es ist nun die Frage, ob man einen moralischen Grund habe, ihm hierin zu glauben. Gewis ist es, daß man es für einen großen Vortheil ansehen muß, und zwar für das ganze menschliche Geschlecht, richtige und deutliche Anweisungen seiner Pflichten unter Bekräftigung des göttlichen Ansehens zu erhalten. Die Menschen können zwar durch angestrengte Aufmerksamkeit in den verschiedenen Ver-

hältnissen des Lebens in der Kenntnis ihrer Pflichten ziemlich weit kommen, und ihr Gewissen kann sie vieles lehren. Es kann es aber niemand läugnen, daß es sehr vortheilhaft für die Welt seye, unter einer Zucht zu stehen, die von jedermann leicht verstanden werden kann, die alles in sich fasset, was nöthig ist, die Absichten der Religion zu befördern, und daß man weiß, daß eine solche Anleitung von Gott seye, so daß also der Einfältige und Ungelehrte nicht nur völlig verstehen kann, was er zu thun und zu lassen hat, damit er seinem Schöpfer gefalle, und dereinstens glücklich werden möge, sondern daß er auch versichert ist, Gott fodere solches von ihm. Da nun der Urheber des Christenthums bezeuget, daß er von Gott gesandt seye, besonders die Menschen ihre Pflichten zu lehren, und sie auf den Weg des Heils zu leiten, so erhält sein Vorgeben schon dadurch eine ziemliche Wahrscheinlichkeit, daß er sich als ein solcher Lehrer betragen, der die menschliche Natur und Sittlichkeit vollkommen kennet, und der zugleich ein aufrichtiger Freund des menschlichen Geschlechts ist; daß er der Welt eine Lehre hinterlassen, die völlig dem Endzweck einer moralischen Zucht genug thut, und den Gehorsamen zum höchsten Gut führet, und daß er in seinem

ganzen Leben nichts anders bezielet hat, als seine Jünger rechtschaffen und glücklich zu machen, und dieses, hoffe ich, habe ich schon hinlänglich dargethan. Moralisch gewiß, will ich das bey einer Sache nennen, wo man der Analogie der Dinge, den Erfahrungen, und den gemeinsten Maximen der Vernunft entsagen, und die sicherste Regeln der Logik umstossen würde, in soferne man das Gegentheil setzen, und glauben wollte. Kann ich nun zeigen, daß man das leztere thun müste, wenn man den Stifter des Christenthums nicht für einen von Gott gesandten Lehrer annehmen wollte, für welchen er sich ausgab, so hoffe ich alsdenn einen moralischen Beweis für die Wahrheit des Christenthums darzulegen. Ist Christus ein göttlicher Gesandter, so sind seine Lehren göttlich, von Gott herkommend, und das Christenthum ist als ein Inbegriff derselben, wahr, und göttlichen Ursprungs. Nun schliesse ich so: entweder ist Christus ein göttlicher Gesandter, göttlicher Lehrer, so wie er von sich selbst bezeuget, oder sein Vorgeben ist falsch. Ein drittes kann man nicht setzen. War sein Vorgeben falsch, so ist derselbe ein Betrüger. Ich will nun zeigen, daß wir Menschen, die Analogie der Dinge, die bekannte allgemeine Erfahrungen, und die gemeinste Maximen der

Ver-

Vernunft verläugnen, so wie die sicherste Regeln der Logik übern Haufen stossen müsten, wenn wir das leztere annehmen wollten.

Ich merke erstlich an: der edelste, der ruhmwürdigste Character, der nur erdacht kann werden, bey einem Mann annehmen, ihme die beste Gesinnungen des Herzens, die gröste Liebe gegen Gott, und gegen die Menschen zumessen, und doch dabey behaupten, er seye ein Betrüger gewesen, das schliesset nothwendig einen offenbaren Widerspruch in sich. Eines von beyden kann nicht seyn. Ich würde die angeführte Dinge verläugnen, und also nicht vernünftig schliessen, wenn ich beydes annehmen wollte. Da ich nun bisher den Character Christi, als den edelsten und besten ja als den ruhmwürdigsten geschildert, und erwiesen, so wie er uns in den Evangelien deutlich erscheinet, als der einzigen Quelle, woraus wir solchen erkennen können, so folgt daraus, daß derselbe kein Betrüger, vielmehr sein Vorgeben, daß er ein göttlicher Gesandter seye, wahr gewesen. Ich widerhole auch hierbey, daß obgleich ein Enthusiast ein gutes Herz haben, und dennoch aus Begeisterung falsch handeln kann, dieses auch, vermög desjenigen, was ich schon in dieser

Rücksicht von ihm angeführt, von Christo schlechterdings nicht behauptet werden kann.

Zum andern fahre ich fort, und sage: die reinste, beste, und vollkommenste Lehre, die von dem vortreflichsten Geiste zeuget, und welche ich bisher vorgetragen, die mit der Vernunft, mit den Eigenschaften Gottes, und der Natur des Menschen vollkommen übereinstimmt, gleichwohlen der Urheber ein Betrüger! ein Lehrer, der alle, so jemals waren, übertrift, und von dem wir alles haben, was man vernünftiger Weise von einem von Gott gesandten Lehrer erwarten kann, so wie ich solches erwiesen, und dannoch ein Betrüger! welcher vernünftiger Mensch kann dieses reimen, und das leztere mit dem erstern behaupten?

Zum dritten gedenke ich noch, daß wenn Christus kein erleuchteter göttlicher Lehrer gewesen, es schlechterdings unerklärbar ist, wie derselbe, als ein Privatmensch zu seinen damaligen Zeiten eine solche edle, reine und erhabene Moral, die mit der natürlichen Religion vollkommen übereinstimmt, die desgleichen, wie gedacht, den Eigenschaften Gottes, und der Natur der Menschen entspricht, hat aufstellen können. Man hat so viele weise Männer vor, und nach ihm. Welch ein Unterschied, welch ein Abstand in der

Lehre

Lehre von Gott, und den Pflichten der Menschen! wer also beweisen will, daß das Christenthum falsch seye, der muß darthun, daß Christus kein göttlicher Gesandter, sondern ein Betrüger gewesen, der muß anzeigen können, wie derselbe eine solche Sittenlehre hat aufstellen können, der muß den Unterricht, und die Lehren Christi anders vorstellen, als wir sie würklich in den Schriften des neuen Testaments lesen, und finden. Da nun dieses unmöglich ist, so bleibt es dabey, was ich schon mehrmalen gesagt, daß derselbe ein göttlicher Gesandter seye. Die Möglichkeit hievon, desgleichen die Nothwendigkeit, habe ich schon in dem Vorhergehenden erwiesen, und nunmehr die Würklichkeit aus seinem Character, besonders aus seinen Lehren und Handlungen, und aus andern Wahrheiten dargethan.

Es ist also nicht möglich, daß ein vernünftiger und redlicher Mensch, der Wahrheit sucht, den Character Christi vereinigt mit seinen Lehren, und die Begriffe, die man von einem Betrüger, und Verführer hat, bey sich übereinstimmend machen könne. Vernünftige Menschen von redlichem Gemüthe, die von keinen Vorurtheilen, und bösen Neigungen gefesselt sind, folgen den Geboten des Christenthums. Wird auch nur ein einziges

darunter seyn, das ihr Herz nicht billigen muß? Gedenken sie gut und rechtschaffen zu werden, so sind sie nothwendig verbunden, seinen Befehlen nach zu leben. Können Sie sich von etwas einen Begriff machen, das an Vortreflichkeit dem Geist des wahren Christenthums vorzuziehen seye? Und wird nicht der Unterricht, den wir im neuen Testament haben, betreffend unsere Pflichten gegen Gott den allmächtigen, unendlichen und gnädigen Vater der ganzen Schöpfung, und dem gerechten moralischen Regierer derselben, dem wir einen unbedingten Gehorsam schuldig sind, und vou dem wir abhangen; betreffend die Gerechtigkeit, und das Wohlwollen gegen alle Menschen, und die Ausübung aller gesellschaftlichen Tugenden, die Reinigkeit des Geschmacks und der Sitten, und die Freiheit von der Tyranney der Lüste: ein Unterricht, welcher die wohlthätigste und grosmüthigste Gesinnungen einflößet; wird nicht dieser Unterricht sage ich, so bald er einem vernünftigen Menschen vorgelegt wird, und er darüber nachdenket, den Beyfall seines Gewissens erhalten, so daß er nicht anders, als in seinem Herzen sich überzeugt siehet, daß so ein Lehrer, wenn er würklich von Gott gesandt worden, er eben einen solchen Unterricht mit sich bringen muß. Er muß

sehen,

sehen, daß wenn er ein rechtschaffener und redlicher Mann seyn will, er den Vorschriften Christi folgen muß, und daß keine andere Lebensart ihn seinem Schöpfer empfehlen, oder die wahre Endzwecke seines Daseyns erfüllen kann. Er muß sich also entschliessen ein Christ zu seyn.

Was würde dieses wohl von einem vernünftigen Mann vor ein absurder Schluß seyn? Ich will und muß mich nach den Befehlen des Christenthums in allen Stücken richten, aber ich werde nicht glauben, daß diese Befehle Gesetze Gottes sind, noch, daß der Gesetzgeber von Gott gesandt seye, wiewohl er mich mit den stärksten Beweisen der Reinigkeit und Redlichkeit des Gemüths, die man bey einer solchen Lehre nur geben kann, versichert, daß er von Gott gesandt seye, und mit göttlichem Ansehen lehre. Ich will die Beweise hievon nicht anhören, noch prüfen. Gewiß dieses würde ein unvernünftiges Betragen seyn. Sollten aber im andern Fall einem vernünftigen Mann Zweifel vorkommen, die nothwendig aus dem Unterschied der christlichen Parthien, ihrem verschiedenen Vortrag der christlichen Lehren, und deren Auslegung entspringen, oder aus ein und andern Sätzen, die sie behaupten, und die in Wahrheit, in dem Christenthum, oder in der Lehre Christi, und sei-

ner Aposteln nicht zu finden, die vielmehr entweder in falscher Auslegung derselben, oder in Unwissenheit, und ungegründeten Vorstellungen und Einbildungen bestehen, und wogegen sich bey einigen allerdings der gesunde Menschenverstand und die Sinne empören müssen; so muß er erwegen, daß kein Gegenstand in der Welt, kein Factum, kein Lehrsatz, keine Geschichte ist, wo nicht die Menschen verschiedentlich davon urtheilen, und denken, welches denn kein Wunder, weil, wie ich schon bemerkt, das Maas in Austheilung der Seelenkräfte so verschieden ist, und die Gelegenheit, seinen Verstand und Beurtheilungskraft auszubilden, bey dem einen nicht wie bey dem andern sich zeigen. Wenn man auch dasjenige bey Lesung der Bibel, besonders des neuen Testaments, immer vor Augen hat, was ich von denen darinnen vorkommenden jüdischen Redens- und Vorstellungsarten angeführt, so werden einem vernünftigen Leser keine Schwierigkeiten so bald vorkommen. Er wird nach dieser Voraussetzung, alle vorherige Zweifel sich leicht heben können.

Ich mache nun aus allem, was ich bisher gesagt, diesen Schluß: Wenn ein Mensch uns bereden will, das Christenthum seye falsch, so ist

nichts

nichts natürlicher, als daß wir einem solchen Menschen folgendes antworten: Was verlangt ihr, daß ich thun solle? Verlangt ihr, daß ich aufhöre, meinen Schöpfer zu lieben, ihn anzubeten und zu verehren, nnd ihm zu gehorchen? oder verlangt ihr, daß ich aufhöre, meinen Nächsten zu lieben, wohlwollend, großmüthig, freygebig und gerecht zu seyn? Verlangt ihr, daß ich der Reinigkeit der Christenliebe, der Mäßigkeit, und allen Verbesserungen meines Gemüths entsage? Verlangt ihr, daß ich nicht nach demjenigen streben solle, was der wahre Endzweck meines Daseyns offenbar ist? Das würde von euch sehr schlecht, und unvernünftig gehandelt seyn. Was fodert ihr denn von mir? Ich soll nicht länger glauben, daß Jesus Christus von Gott gesandt seye, oder von Gott bevollmächtiget worden, diese in dem neuen Testament enthaltene Gesetze zu geben. Allein soll ich ganz gewiß diesen Gesetzen gehorchen, ich mag glauben, daß ihr Urheber von Gott gesandt seye, oder nicht, so wird mein Glaube, daß er von Gott gesandt ist, mich natürlicherweise verbinden, genauer auf meine Pflicht zu achten, und mir also ein Vortheil seyn; zugleich habe ich auch allen Grund zu glauben, daß der Urheber dieser

Gesetze von Gott gesandt, und ein göttlicher Lehrer seye. Denn ich würde, wo ich hieran zweifeln würde, meinen Verstand, Vernunft und Erfahrungen verläugnen müssen. Ich würde sodenn an gar nichts mehr glauben können. Ich würde nirgendswo eine Sicherheit mehr finden. Man ersinne nun so viele Hypothesen, als man wolle, die Person Christi, seine Lehren, und die evangelische Geschichte anders vorzustellen und zu erklären, als wie ich bisher gezeigt, und meinem Bedünken nach erwiesen habe, so wird es sich zeigen, daß alle solche Hypothesen mit allen Vortheilen menschlichen Witzes und Erfindung verstärkt, keine natürliche, vernünftige und glaubwürdige Auflösung von diesen Erscheinungen zu geben, vermögend sind. Man muß bey solchen zulezt auf absurde Dingen verfallen. Man muß die Person und die Lehren Christi, und selbst die evangelische Geschichte verdrehen, derselben Gewalt anthun, oder gar das Ganze für erdichtet ausgeben. Wenn man das Christenthum bestreiten, und solches umstoßen will, so muß man es in seinem wesentlichen angreifen, in demjenigen, worinnen ich es bisher vorgestellt, und sich nicht auf Nebendinge auf jüdische Redens- und Vorstellungsarten von gewissen Ausdrücken und Stellen

berufen. Man muß zeigen, daß entweder der Character Christi, insbesondere dessen Lehren falsch geschildert und vorgetragen worden. Da nun dieses unmöglich geschehen kann, so ist auch kein Grund vorhanden zu befürchten, daß solches jemals erfolgen werde. Daß eine besondere göttliche Offenbahrung ausser der, so in der Natur liegt, vermittelst eines von Gott in die Welt gesandten Lehrers möglich seye, wird, wie ich schon gezeigt, kein Philosoph, kein vernünftiger Mensch läugnen können. Wenn man nun aber sagt: der Anspruch auf eine solche göttliche Offenbahrung, seye hinlänglich in uns die Beredung, oder zum wenigsten den Verdacht von Betrug oder Schwärmerey zu erwecken, so ist dieses ganz recht, weil eine solche Offenbahrung ausser dem gewöhnlichen Lauf der Natur ist, und schon viele Betrüger und Schwärmer auf dergleichen haben Anspruch gemacht. Ich darf aber nicht, wie bereits dieser Satz schon in unserm Cercle festgesetzet worden, alle Erscheinungen in der Welt, die besonders ausser dem gewöhnlichen Lauf der Natur sind, sogleich ohne Prüfung für falsch erklären. Denn sonst würde man manche neue Erfindungen, die man in alten Zeiten, ausser dem gewöhnlichen Lauf der Natur, ja wohl als unmöglich

möglich angesehen, (64) und woran doch heutiges Tags niemand mehr zweifelt, für erdichtet ansehen müssen; vielmehr erfodert es in diesen Dingen eine specielle Untersuchung, daß wir uns mit dem Character, Lehren und Handlungen, samt den Beweisen, die daraus gefolgert werden, in Absicht derjenigen Personen, die sich für einen göttlichen Lehrer ausgeben, oder einer göttlichen Offenbahrung anmaßen, genau bekannt machen, und solche mit den Eigenschaften, die nothwendig einem von Gott gesandten Lehrer zukommen müssen, falls er kein Betrüger seyn solle, vergleichen, so wie ich bey dem Stifter des Christenthums gethan habe. Unterdessen aber ist die Beschaffenheit meines gelieferten Beweises für die Wahrheit des Christenthums so eingerichtet, und so vollkommen von allen Grundlagen unterschieden, auf welche alle andere Offenbahrungen gebauet werden, und der Art, wie sie unterstützet und geführet worden, nemlich durch vorgegebene Wunder, Erscheinungen, Gesichter, u. s. w. Daß, ohngeachtet man vorwendet, daß ein von Gott die Menschen zu lehren in die Welt gesandte Person, so sehr

(64) Es ist hievon eine Probe in einer der vorhergehenden Note angeführt worden.

ausser der Natur seyn solle, ich dabey nichts zu fürchten habe. Ich habe gezeigt, daß der Character derjenigen Person, auf welche es hierinnen hauptsächlich ankommt, und deren Geschichte so besonders vorgetragen, und der Welt bekannt gemacht worden, weder in Betrügerey noch Schwärmerey kann aufgelöset werden, und daß man nothwendig diese Person für das halten müsse, was sie zu seyn vorgab. Ich kann auch von den Gegnern des Christenthums fodern, daß sie entweder die Unmöglichkeit einer solchen ausserordentlichen Vermittelung, beweisen, oder wenn sie solche zugeben, daß die von mir angeführte Gründe, durch welche der göttliche Ursprung des Christenthums besonders erhärtet wird, nicht zureichend seyen, eine vernünftige Ueberzeugung hervor zu bringen, oder so sie keines von beyden thun können, alsdenn zugestehen, daß Jesus Christus seye würklich von Gott gesandt worden. Und hier beschloß Herr Lotter seine Rede. Der ganzen Versammlung gefiel sein Vortrag, und lobten ihn, daß derselbe die Wahrheit des Christenthums nicht, wie viele andere mit Wundern, Weissagungen, Märtyrer, großer und geschwinder Ausbreitung und Erhaltung, darzuthun gesucht, da diese Dinge auch bey andern Religionen zu Be-

weisthümern angeführt werden, theils aber einem vernünftigen, in der Weltgeschichte erfahrenen Mann, kein hinlängliches Genügen leisteten. Der Lord Boron äusserte hierbey: man könnte nicht läugnen, daß die Religion Christi, in sofern sich solche auf seine aufgestellte Sittenlehre bezöge, vortreflich und liebenswürdig seye, so wie der Character des Stifters derselben, und man müste daher billig für denselben die gröste Hochachtung und Zuneigung haben. Er müste weiters eingestehen, daß ein Mensch, wenn er anders rechtschaffen seyn wollte, würklich sich so bezeigen müsse, wie die Vorschriften des Christenthums solches erheischten, und die Empfindung ihrer innern Glaubwürdigkeit und Wahrheit, seye der beste und untrüglichste Beweis derselben. Der Herzog von B. aber fragte den Herrn Lotter, ob er bey dem Christenthum niemalen Zweifel gehabt, und noch habe? Dieser antwortete, so wie er solches vorgetragen, seyen ihm noch niemalen Zweifel vorkommen; der Herzog müste selbst eingestehen, daß diese Religion unter allen die vorzüglichste seye. Ja, versetzte dieser, die Religion des Mahomeds hat auch schöne Lehren. Der englische, zu Constantinopel gewesene Gesandte hätte ihn versichert, daß, den Bekehrungsgeist abgerechnet, die

die Mahomedaner die Ehrfurcht vor Gott, wo sie nur ein göttliches Wesen, oder nach der Sprache der Christen, nur eine Person im göttlichen Wesen statuirten, so wie die Liebe gegen den Nächsten zum höchsten ausübten. Mahomed hätte ihnen die Barmherzigkeit besonders anbefohlen, und man könnte davon fast in allen Orten öffentliche Proben in aufgestellten Häusern, wo man Essen und Trinken, theils für arme Durchreisende, theils für sonst dürftige Personen hineintrüge, sehen. Fleißiges Gebet nehme man bey diesen Religions-Verwandten ebenfalls wahr, und wenn solche mehr aufgeklärt würden, wenn man eine Freyheit im Denken ihnen verstattete, oder wenn sie die Hülfsmittel zur größeren Erkenntniß, wie die Christen hätten, auch nicht von einer solchen despotischen sultanischen Regierung unterdrückt würden, so sollte man wohl sehen, wie sie ihre Religions-Meynungen eben so gut, wie die Christen die ihrige verfechten würden. Es käme hier nicht darauf an, daß eine Parthie die andere, falscher Religionssätze beschuldigte. Eine jede seye durch Vorurtheil für die ihrige eingenommen, und wenn auch gleich die Mahomedaner in ihrer Religion ungeräumte Dinge hätten, als woran er nicht zweifeln wollte; so

hätte Herr Lotter schon eingestanden, daß auch dergleichen bey ein und andern christlichen Secten ebenfalls anzutreffen seyen. Es seye aber der natürlichen Billigkeit gemäß, daß man den erstern eben das Recht zustehen müste, das sich die leztern erlaubten, nemlich ihnen den Worten nach absurd scheinenden Sätzen, durch Allegorien, figürliche Auslegungen und mehrere Wendungen, einen andern Verstand, als den buchstäblichen beyzulegen, und solche hierdurch der Vernunft erträglicher zu machen; er erinnere sich, daß noch erst kürzlich einer der neuesten christlichen Theologen in Deutschland, (65) wenn er die Nothwendigkeit des Gebrauchs der Vernunft, bey Prüfung einer göttlichen Offenbahrung und deren Lehren vertheidiget, den Koran mit diesen Worten verdammt: höre ich Mahomed behaupten, die Seligkeit des Himmels bestehe gröstentheils im Genuß körperlicher Wohllüsten, oder ein Trunk des Wassers, worinnen des Propheten Kleid getaucht worden, vergüte alle Laster; so ist meine Prüfung zu Ende, und ich kann das Urtheil der Verwerfung getrost über ihn aussprechen. Solche Be-

(65) Junge in seinen philosophischen Auffsätzen. 1. St. pag. 22.

Behauptungen, sezt er hinzu, tragen das Siegel der Verdammung an der Stirne, da sie den offenbarsten Wahrheiten von Gott, und der menschlichen Natur widersprechen; allein dieser gute Mann hätte nicht bedacht, daß seine Bibel auch die Worte enthält: wer mein Fleisch isset, und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, ja, daß seine Bibel ebenfalls die Seligkeit als körperliche Wohllüste, Gast- und Freudenmähler, Ersättigungen, Ströhme von Wohllust u. s. w. vorstellet: wenn er nun diese Ausdrücke als Metaphern angeben wollte, so seye es unbillig, wenn er dergleichen Auslegungen, auch den Lehren Mahomeds nicht verstatten wollte. Wahr seye es, daß die Mahomedaner in manchen Stücken sehr abergläubisch seyen, aber wer wollte auch dieses von den Christen verneinen? Es gienge über alle Vorstellung, wenn man in der Religionsgeschichte lese, was die Mönche in den finstern Zeiten für närrische Grillen und Sätze zwischen ihren Mauren ausgehecket, für Wunder erdichtet, und solches alles als baare Wahrheiten an das abergläubische Volk verkauft. Man sollte nur die Legenden ihrer Heiligen zur Hand nehmen; der Vorwurf, daß die Religion Mahomeds meistens durch Gewalt der Waffen ausgebreitet worden,

seye wohl wahr; aber wer wollte läugnen, daß die Christen, sobald sie eine solche Gewalt bekommen, es nicht eben so gemacht. Wer mit der Geschichte Constantins, und in Deutschland mit Carl des Großen, bekannt wäre, der würde hievon Beyspiele finden; es seye jedem nicht unbewust, was die vorgebliche Statthalter Christi für Mittel und Wege gebraucht, ihre Religion, und damit zugleich ihr Ansehen auszubreiten, und diejenige, die davon nur in etwas abwichen, so weit ihre Macht und Betriebsamkeit würken konnte, mit Feuer und Schwerd zu verfolgen, und auszurotten. Die Waldenser, Mauren, Albigenser, Hugenotten, Hussiten, und andere mehr, lieferten davon ein trauriges Beyspiel; auch noch auf den heutigen Tag würde in einigen christlichen Ländern, als Portugall, Spanien, Italien, keine andere Religionspartheien, selbst von den christlichen, die von der Lehre jener Statthalter etwas abgiengen, und sie für das, wovor sie sich ausgeben, nicht erkennten, geduldet; aber welchen Vorzug hätte hierinnen die Lehre Mahomeds. Dieser hätte ausdrücklich die Toleranz geboten, und wer in der Geographie nur etwas bewandert, der wüste, daß die europäische türkische Provinzen zur Halbschied, und die asiatische gegen

ein Drittel mit christlichen Inwohnern angefüllt seyen; wer hätte noch jemals gehört, daß die Anhänger Mahomeds die Christen in diesen Ländern mit Feuer und Schwerd, oder mit Gewalt der Waffen gänzlich auszurotten, sich unterfangen hätten, gleichwie diese leztere, zumalen in den finstern Zeiten wahrscheinlich solches mit jenen würden unternommen haben, wenn sie dergleichen Gewalt über sie gehabt hätten. Er wolle hier übergehen, was man von der sogenannten spanischen Inquisition lese, und die wegen ihrer in vorigen Zeiten ausgeübten Handlungen, ein gewisser Schriftsteller, der selbst der Lehre dieser Nation zugethan, ein Scheusal der Menschheit genennet, noch weniger wolle er die viele Millionen Menschen in Anschlag bringen, die auf Anstiften und Betreiben der heiligen Väter der Christen, bey den Kreuzzügen, dem Aberglauben sacrificirt, und wie endlich wenn man jenen ferner gefolgt, die Christenheit beynahe gänzlich dadurch würde entvölkert worden seyn. Man solle nur hievon lesen diejenige drey Bände, welche vor kurzem in Deutschland zu Frankenthal, von diesen Kreuzzügen herausgekommen; wer mit der Geschichte der Menschheit bekannt, der wisse, daß bey diesen Christen der vorgebliche Eifer für

Gott, oder bey diesen christlichen Verfolgern die christliche Lehre auszubreiten, über alle gemeinschaftliche Grundsätze und Gefühle der Menschlichkeit gesieget, und Menschen, die den Namen der Christen geführet, hätten mit einer unerbittlichen Barbarey ihre Brüder und Nebenmenschen gemartert und erwürget, ja sich noch dessen als ein christlich Werk gerühmet, bloß, weil diese mit ihnen nicht einerley Religionsideen hegten; die Statthalter Christi hätten Reiche und Welttheile verschenkt, worzu sie kein Recht gehabt, und Kaiser und Könige abgesezt, wenn diese nicht in allem sich nach ihrem Verlangen richten wollten. Endlich wolle er auch noch fragen, wie weit denn die Christen besser, als die Mahomedaner wären? Das Laster herrsche eben sowohl in der christlichen Welt, als in den Ländern, die Mahomeds Lehre verehrten. Man sehe Menschen, die unkeusch, unmäßig, ungerecht, falsch, treulos, stolz, und grausam seyen. Warum wollte man also für eine Religion eifern, die so wenig zur Verbesserung der Sitten der Menschen beytrage? Eine Religion, welche nicht allein zur Beförderung ihres Endzwecks, den man von ihr vorgibt, unkräftig gewesen, sondern auch bey den Menschen so vieles Leiden, Blutvergießen und

Morden veranlasset habe; muß diese Religion nicht anstatt eines der Welt schäzbaren Segens, für ein großes Unglück für dieselbe, von einem vernünftigen Mann angesehen werden? Kann man wohl glauben, daß der gütige und wohlwollende Vater der Welt, der an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe Freude hat, der Urheber davon gewesen seye? Nachdem der Herzog mit diesen seinen Einwänden zu Ende war, so sahe jeder auf Herrn Lotter, und dieser nahm das Wort und sprach: Es ist allerdings wahr, daß es einem jeden redlichen Mann sehr nahe gehen muß, daß so viele Laster von allerley Arten in der christlichen Welt anzutreffen sind, und so viele, die sich zum Christenthum bekennen, dessen so höchst unwürdig sich betragen. Allein so wie man unter den Christen viele böse Menschen siehet, siehet man denn auch nicht viele tugendhafte und gute? Nicht auch einige, die es im höchsten Grade sind? Und kann jemand wohl versichert wissen, daß in der Welt nicht mehr tugendhafte und fromme Menschen vorhanden sind, als dann gewesen wären, wenn das Christenthum niemals zum Vorschein gekommen wäre; ja daß nicht noch weniger Laster und Verdorbenheit herrsche? Kann jemand behaupten, hievon gewiß zu seyn? Soll man

denn, ehe man von dem Christenthum urtheilen darf, daß es eine Verordnung vom Himmel seye, die ganze Welt durchreisen, um seine Würkungen auf das genaueste zu berechnen? Das heißt gewiß den Ausschlag auf etwas ankommen lassen, das der Mensch niemals wird beurtheilen können, und das ihn völlig von dem abführet, wo sein Urtheil richtig seyn kann. Kommt nicht die eigentliche Untersuchung bey einem redlichen Gemüth bloß darauf an, ob das Christenthum an ihm selbst betrachtet, ein bequemes Mittel zur Verbesserung des Menschen seye? Ob es richtige Regeln zur Bildung der Gemüthsart und des Lebenswandel enthalte? Und ob sie durch die bequemste und kräftigste Bewegungsgründe verstärket werden? Ob diese Religion nicht für alle Menschen eine Lehre seye? Und ob es offenbahr ihre Absicht und Endzweck seye, die Menschen weise und gut, tugendhaft und glücklich zu machen? Einem redlichen Mann wird die Frage nicht darauf ankommen, ob der bekannte Endzweck der Religion so erreicht werde, wie jeder redlicher wünschen würde, daß es geschehen mögte? Sondern ob die Mittel bequem, und tüchtig zu Beförderung des Endzwecks seyn, und also würdig von dem Vater der Welt gebraucht zu werden?

Fin-

Findet unser Urtheil bey der Untersuchung, das Christenthum seye ein solches Mittel, und darzu geschickt, so müssen wir uns völlig zufrieden geben. Es erhellet deutlich aus dem Zustand der Welt, daß eine große Anzahl Gottloser, sich nicht bessert, noch sich jemals bessern wird; aber nicht, daß das Christenthum nicht ein bequemes Mittel, sie zu verbessern, seye. Wenn aber der Herzog vorgebracht, das Christenthum seye die Ursach von so vielem Uebel, von Zwietracht, Zank, Leiden, Blutvergiessen und Morden gewesen, und also höchst unwürdig, die Anordnung des Vaters alles Guten zu seyn, und daß es eher für die Welt ein großes Unglück, als ein Segen gewesen; so hat bekanntlich eben dieser Einwand schon ehedem Epicurus mit seinen Anhängern gegen alles das, was Religion heißt, gemacht, und sich bemühet, eine Philosophie einzuführen, die alle Religionen umstürzen sollte, auch dabey zu zeigen, daß der Welt hierdurch ein großer Dienst geleistet würde, da die Religionen schon so viel Unheil darinnen gestiftet hätten. Die Menschen hatten vom Anfang her, bey allen Nationen, diese oder jene Gottheit öffentlich verehret, ihr Vertrauen auf sie gesezt, ihre Gebete vor ihr ausgeschüttet, und Opfer dargebracht,

und überall traf man einige Achtung für eine göttliche Fürsehung an. Allein diese Philosophen fanden: die Religion habe bey dem Menschengeschlecht so schädliche Würkungen hervorgebracht, so sehr die Menschen unter das Joch des Aberglaubens gefesselt, mit Schrecken angefüllt, und die Ungelehrten allerley Ungemächlichkeiten und Leiden unterworfen, sie auch der üblen Leitung eigennütziger und betriegerischer Priester, und andern, die die Religion als einen Deckmantel gebraucht, ihre böse Absichten auszuführen, ausgesezt, daß sie es für die Wohlfahrt der Menschen für nöthig gehalten, alle Religion und Gottesfurcht zusammen zu verbannen. Ist dieses aber vernünftig? Ich will mit einem Beyspiel zeigen, wie ungereimt diese Art zu schließen seye. Man häufe allen Schaden zusammen, der durch die bürgerliche Gesellschaften und Regierungen, ist veranlasset worden, alle Tyranney und Unterdrückungen, so daraus durch die Bosheit und Laster derjenigen, denen die Gewalt anvertrauet worden, entstanden; alle ungerechte Eroberungen, und Erpressungen der Unterthanen, welche aus einer willkührlichen und despotischen Regierung entstanden: auf welche schreckliche Summe würde sich nicht dieses belaufen? Und würde ein weiser

Mann

Mann wohl noch fragen, ob eine bürgerliche Regierung einer Anarchie vorzuziehen seye? Oder sollten die Menschen sich in keine bürgerliche Verbindung einlassen, bis sie im Stand sind, alle gute und schlimme Folgen davon zu sammlen, und die beyde Summen mit einander zu vergleichen? Wird nicht ihre eigene Empfindung und die Nutzbarkeit der Sache sie überführen und bestimmen? Oder würde jemand die Anmerkung machen, die Anbauung der Künste und Wissenschaften, die Verfeinerung der menschlichen Natur durch Erkenntniß und gute Lebensart, die Einführung der Zierlichkeit, und einer gewissen Würde in das Leben der Menschen, nebst dem Reichthum, und den Mitteln, die zu Anschaffung und Unterstützung derselben, nothwendig sind; und als eine Folge von diesem, die Verschiedenheit der Stände und äusserlichen Umständen unter den Menschen, sollte jemand, sage ich, die Anmerkung machen, daß diese die Ursach von vielen Lastern gewesen, die man sonst nicht kennen würde; und daß aus diesem Zustand der Dinge, viele Bedürfnisse, vielerley Lüsten und Leidenschaften entsprungen seyen, die ungesitteten und Barbaren ganz fremde sind, und sich also bereden, ein unwissender und barbarischer Zustand

seye aller dieser Anbauung vorzuziehen, und diejenige, welche die Lehrer der Menschen, in den verschiedenen Künsten und Wissenschaften gewesen, wären ihre Feinde; und ihre gerühmte Verbesserungen so viel Unglück für die Welt; würde ein weiser Mann wohl ihm glauben? Oder soll man alle Künste und Wissenschaften aus der Welt verbannen, bis man die gute Würkungen derselben, und die durch sie veranlaßte Uebel genau berechnet hat, und denn erst davon urtheilen, ob man sie aufmuntern soll, oder nicht? Oder urtheilet das menschliche Gemüth also, wenn das, was seiner Wahl vorgelegt wird, offenbar eine in seiner Natur gegründete Vortreflichkeit besitzet? Wird sich das Gemüth nicht bloß aus dieser Absicht zur Annahm derselben bestimmen, und ist es nicht höchst vernünftig, daß sich die Sachen also verhalten? Ich will hierbey keineswegs läugnen, die viele tragische Beyspiele, welche die päpstliche Hierarchie den Gegnern des Christenthums, zu diesem Vorwand an die Hand gegeben, oder daß die Erscheinung und Entstehung dieser Hierarchie nicht sollte für die Welt ein großes Unglück gewesen seyn, und daß die vermeintliche Statthalter Christi durch Anreizen und Anstiften, zur Verfolgung, zum Blutvergießen,

und

und zum Morden und Erwürgen ihrer Nebenmenschen, nicht sollten vieles beygetragen haben, noch weniger will ich ihre nach und nach aufgestellte Lehrsätze vertheidigen, oder solche selbst für Lehren des Christenthums ausgeben; aber das will ich nur bemerken, daß man dieses alles nicht auf Rechnung des Christenthums setzen könne. Lehret denn das Christenthum seine Nebenmenschen zu verfolgen und zu tödten, wenn sie andere Religionsmeynungen, wie wir hegen? Hat denn der Lehrer desselben befohlen, seine Lehre mit Feuer und Schwerd auszubreiten, und die solche nicht annehmen werden, zu erwürgen. Ich habe bereits in meiner vorigen Rede schon angeführt, was seine Jünger für eine Antwort von ihm erhielten, als sie dergleichen Verlangen und Gesinnungen äusserten. Man darf nicht vorbringen, was Menschen, die den Namen der Christen geführt, gethan, sondern was sie hätten thun sollen, nach den Lehren des Christenthums würklich thun, und daß endlich der Herzog eine Parallele zwischen der christlichen und mahomedanischen Religion anstellen wolle, so schiene, daß ihm die leztere nicht völlig bekannt seye. Es ist nicht zu läugnen, daß nicht eine jede Religion, wie sie auch genennet werden mag, nicht sollte

etwas Gutes an sich haben; denn das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht, könnten die Menschen gleichwohl nicht ganz unterdrücken, aber wenn man würklich zwischen den Lehren Christi und Mahomeds, und zwischen beyden Personen in Rücksicht ihres moralischen Characters, eine Vergleichung anstellen sollte, so würde man einen himmelweiten Unterschied finden. Gut, rief der Lord Boron aus, wir haben genug! Die Vortreflichkeit der Lehre Christi ist für uns der beste Beweis für die Wahrheit des Christenthums, und zugleich die sicherste Widerlegung aller dagegen zu machenden Einwürfen, und ich frage jedes Glied der Versammlung, ob es einen Anstand hat, mir hierinnen beyzustimmen. Alle bezeigten hierauf dem Lord ihren Beyfall. Nur der einzige Herzog von B. der sich von Einwendungen gegen das Christenthum ganz erschöpft hatte, und nichts weiter dagegen vorzubringen wuste, wollte noch nicht ruhen, er proponirte, daß man auch noch den Grafen Richard, als einen großen Philosophen, bitten mögte, da dieser durch jugendlichen Unterricht und Erziehung kein Vorurtheil für das Christenthum bekommen, daß er seine Gedanken davon frey äussern mögte. Um nun dem Herzog alle mögliche Satisfaction

faction zu leisten, bat die ganze Versammlung den Grafen, die Gefälligkeit für sie zu haben, seine Urtheile von diesem Gegenstand ohne Zurückhaltung zu eröfnen. Da dieser von so vielen Seiten aufgefodert wurde, so ließ er sich folgender Gestalt vernehmen: Die Erfahrung lehret, daß die Fälle nicht häufig sind, wo ein Mensch, der von Jugend auf, in einer oder der andern Religion erzogen worden, wieder davon abgehet, und zu einer andern sich hinwendet, und wenn auch dergleichen Beyspiele existiren, so wird man doch bey genauer Prüfung finden, daß die Ursachen dieser Veränderung selten in der Ueberzeugung des bessern, sondern mehrentheils in irdischen Dingen zu finden gewesen sind. Die Urtheilungskraft des Menschen richtet sich in Religionssachen so sehr nach gewohnten Begriffen, vorgefaßten Meynungen und an erzogenen Grundsätzen, daß Menschen, die nach entgegengesetzten Ideen und Lehrsätzen erzogen und unterrichtet worden, nothwendig in vielen Urtheilen und Meynungen sehr ungleich gestimmt seyn müssen. In einer Materie, wie die Religion ist, die so sehr verwickelt, und das Herz so nahe angeht, kann die Vernunft des Menschen durch den leichtesten Schwung aus dem

Gleise gehoben werden, und sich sodenn von dem rechten Weg je mehr entfernen, je thätiger sie ist. Die Pflicht eines weisen Mannes ist, diese Gefahr zu erkennen, und sich davor zu fürchten. Wenn derselbe mit Vernunft an seinen Religionssätzen gezweifelt, und seinem besten Wissen nach, Gewißheit darinnen erlangt, so muß er sich sodenn auch beruhigen, und das Erforschte sich nicht wieder durch Wankelmuth entgehen lassen, vielmehr in seinen Untersuchungen fortschreiten; aber er muß auch wohl bedenken, daß dieses nur seine eigene Ueberzeugung seye, und daß andere Menschen, die von einem andern Punkt ausgegangen, andere Grundsätze hegen, oder einem andern Leitfaden gefolget, ganz entgegengesezter Meynung, und davon eben so gut, wie er, überzeugt seyn können. Diese nun deswegen zu verdammen, oder gar feindselig zu verfolgen, weil sie nicht mit uns einerley Religionssätze hegen, oder nach unserer Einsicht Irthümer zugethan seind, würde ich für sehr ungerecht halten. Zwar ist es die Pflicht eines Menschen, Erkenntniß und Tugend unter seinen Nebenmenschen auszubreiten, und die Vorurtheile und Irthümer derselben, nach Vermögen auszurotten. In dieser Hinsicht könnte man glau-

ben,

ben, seye es die Verbindlichkeit eines jeden Sterblichen, die Religionsmeynungen, die er für irrig hält, öffentlich zu bestreiten. Allein nicht alle Vorurtheile sind von gleicher Schädlichkeit, und daher müssen auch nicht alle Vorurtheile, die wir bey unsern Nebenmenschen wahrzunehmen glauben, auf einerley Weise behandelt werden. Einige sind der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unmittelbar zuwider. Ihr Einfluß auf die Sitten der Menschen ist offenbar verderlich, und man hat auch nicht einmal einen zufälligen Nutzen von ihnen zu erwarten. Diese müssen von jedem Menschenfreund geradezu angegriffen werden. Der gerade Weg auf sie loszugehen, ist unstreitig der beste, und jede Verzögerung durch Umwege unverantwortlich. Von dieser Art sind alle Irthümer und Vorurtheile der Menschen, die ihre eigene, oder ihrer Nebenmenschen Ruhe und Zufriedenheit stöhren, und jeden Keim des Wahren und Guten in dem Menschen ertödten, bevor er zum Ausbruch kommen kann. Von der einen Seite Fanatismus, Menschenhaß, Verfolgungsgeist, und von der andern Seite Leichtsinn, Ueppigkeit und unsittliche Freygeisterey. Zuweilen aber gehören die Meynungen unserer Nebenmenschen, die wir nach unse-

rer

rer Ueberzeugung für Irthümer halten, zu den höhern theoretischen Grundsätzen, die von den practischen zu weit entfernt sind, um unmittelbar schädlich zu seyn, oder sie betreffen solche Dinge, die auf die Sittlichkeit keinen Einfluß haben. Um derentwillen nun ihre Religion, die doch sonsten viel Gutes in sich hält, öffentlich zu bestreiten und zu verwerfen, und an deren statt unsere Meynungen hinzuschieben, bevor unsere Nebenmenschen diese, als wahr erkannt, und angenommen haben, würde ich ebenfals für unweislich und ungerecht halten. Ich kann also gar wohl bey den Christen, bey ein und andern Secten derselben, noch irrige Religionsmeynungen zu erkennen glauben, aber um derentwillen ihre ganze Religion oder das Christenthum selbst zu verwerfen, da jene Irthümer weder das wesentliche desselben, noch das natürliche Gesetz unmittelbar zu Grund richten, vielmehr zufälliger Weise noch mit der Beförderung des Guten verknüpft sind, würde sehr unvernünftig gehandelt seyn. Ich weiß, daß in der Welt keine Religion existirt, die nicht noch einer Verbesserung fähig wäre, oder die von allen menschlichen Sazungen, Vorstellungen und Meynungen nichts in

sich

sich hielte, indem hienieden bey den Menschen nichts vollkommen ist, und daß dieses auch von der christlichen Religion kann behauptet werden: aber daß ich deswegen, weilen ich solches bey ein und andern Christen wahrzunehmen glaube, das Christenthum selbst für falsch, oder für einen Betrug erklären soll, würde, wie gedacht, kein vernünftiger Schluß seyn, vielmehr bin ich von dem Wesentlichen dieser Religion völlig überzeugt, und halte solche für die vorzüglichste und beste, verdamme aber doch gleichwohlen nicht hierbey andere Religionsverwandte, sondern bin überzeugt, daß wer Gott fürchtet, und von Herzen Recht und Gutes thut, daß der ihm angenehm seye. Ich kann mich gar wohl bescheiden, daß dieses ein eitler Wunsch ist, nur einerley Religion in der Welt zu haben, oder die Christliche über den ganzen Erdkreis bey allen Völkern ausgebreitet zu sehen, da solches wegen dem verschiedenen Maas in Austheilung der Verstandeskräfte, der Gelegenheit solche zu bilden und zu stärken, den Mitteln, die hierzu nöthig sind, der Erziehung und Gewohnheiten, und selbst des Clima und der Lebensmittel, und also nach der Beschaffenheit unserer Erde nicht wohl möglich ist. In-

dessen schäme ich mich doch nicht bey dem allen zu bekennen, daß ich ein Christ bin, noch weniger will ich verheimlichen, daß ich die christliche Religion, jedoch von allen menschlichen Zusätzen befreyet, in meinen Staaten durch Aufklärung, Unterricht und Ueberzeugung bey meinen Völkern einzuführen trachten, und dadurch denselben eine besondere Wohlthalt zu erweisen entschlossen bin. Und hier hörte der Graf auf zu reden: der Herzog aber gieng auf ihn zu, umarmte ihn, Sie sind, sprach er, ein rechtschaffener Mann, ich bitte mir ihre Freundschaft aus, und von nun an will ich auch ein Christ, gleichwie Sie seyn. Die Versammlung gratulirte hierauf demselben zu diesem Entschluß, jedoch ehe solche noch auseinander gieng, bat sich Herr Thomas nochmals die Erlaubnis aus, die bisher gewöhnliche Vorstellungen von einigen christlichen Dogmaten, welche Herr Lotter nicht recht geschildert, als gegründet, und rechtmäßig zu beweisen, und der Marquis de Figlia stund ebenfals um eine solche Erlaubnis an, eine Rechtfertigung der Lehrsätze der römischen Kirche und der Päbste, die Herr Lotter gleichfals nicht in dem besten Licht vorgestellt, in der nächsten Sitzung an, und vorzubringen, bey-

des

des wurde diesen Herren gestattet (66). Ein jedes Glied verfügte sich hierauf nach Haus, und der Lord und die Lady Siffry, samt dem Grafen, nahmen Herrn Lotter mit nach ihrem Hotel, und behielten ihn bey dem Nachtessen. An der Tafel fragte Herr Lotter den Grafen, wie ihm seine Vorstellungen gefallen; und was er daran auszusetzen hätte? Der Graf antwortete, daß er ein Genügen daran gehabt, nur hätte er noch wünschen mögen, daß er in etwas der Wunder hiebey gedacht hätte, und wie solche bey der Erscheinung Christi in Absicht seiner Person, und Verrichtungen sowohl, als desjenigen Volks, zu dem er zunächst gekommen war, nothwendig gewesen wären. Man hätte bereits im Cercle den Satz passiren lassen, daß Begebenheiten, die gegen die allgemeine und stete Erfahrung liefen, wenn solche gehörig bewiesen worden, allerdings Glauben verdienten, und für die Wunder Christi hätte man hinlängliche Zeugen, von Freunden und Feinden; die Wahrheit des Christenthums würde zwar bey uns jezt nicht mehr durch die Wunder sowohl, als hauptsächlich durch die in-

(66) Ich werde auch diese Reden in den nachfolgenden Theilen aufführen.

nere Beweiskraft, durch die Vortreflichkeit der Lehren erkannt und glaubwürdig empfunden, doch bey jenem Volk, das noch allzu sinnlich war, wären solche erfoderlich gewesen. Hiernächst glaubte er auch, daß Herr Lotter noch dieses bemerken mögen, daß die Boten Christi einen verschiedenen Lehrvortrag gebraucht, anders bey den Juden, anders bey den Heiden. Bey jenen hätten sie sich noch zum Theil nach ihrem herrschenden Nationalreden und Vorstellungsarten, besonders in Absicht ihrer Opfer und ihren Ideen, so sie von ihrem Messia, von guten und bösen Geistern, und deren Würkungen gehabt, gerichtet, um sie desto besser einzutreiben: bey leztern aber andere Vorstellungsarten gebraucht, wo man denn nach dieser Voraussetzung weit besser mit ihren Schriften zurecht kommen, und sich in vieles finden könnte; so wie auch, daß in den ersten Jahrhunderten viele zu der christlichen Religion übergetreten, die von ein und andern Lehrsätzen der alten Philosophen eingenommen, und solche nachgehends mit dem Christenthum zu verbinden gesucht hätten, wo man denn auch nach dieser Bemerkung in der christlichen Religions-Geschichte manches heller einsehen würde: überhaupt hielte er davor, daß man die Theologie nach unsern

Zei-

Zeiten, Einsichten, und nach dem Grad der Erkenntnis der Menschen, als mit welchem sie immer in einem Verhältnis gestanden, einrichten, und was theils der Vernunft entgegen, theils auch nicht zu Beruhigung oder Trost, so wie zur Besserung der Menschen diente, wie manche vorgebliche Geheimnisse wären, nicht so eifrig betreiben, oder als wesentliche Grundartikel, die zu glauben schlechterdings zur Seligkeit erfodert würden, verfechten mögte. Es hätten dieses zum theil schon einige der grösten Theologen eingesehen, und von gewissen anstössigen Lehren, als dem Sündenfall, der Erbsünde, der Würkungen des Teufels, und der bösen Geister, so wie eben von dem Begriff der Grundartikeln andere Schilderungen, als bisher gewöhnlich gemacht, ja ein gewisser deutscher Theolog, der den Ruf der Orthodoxie besitze, hätte noch ganz neuerlich seiner herausgegebenen Dogmatik auf dem Titelblat, das Prädicat, nostris temporibus accommodatior beygelegt, (67) und würklich jene Dinge anders als bisher, vorgetragen. Es seye dieses um so mehr nöthig, damit man nicht den gelehrten Theil der Menschen von dem Christenthum durch

(67) Der D. und Prof. Doederlein in Jena.

Vertheidigung dieser Dinge, abhalte. Man müste, nach seinem Davorhalten, nur auf das Wesentliche des Christenthums sehen, das ist, daß der Mensch in seinem moralischen Zustand dadurch gebessert, fromm und christlich leben, und endlich in der Hoffnung ein bessers Leben zu erlangen, getrost und ruhig sterben könnte. Uebrigens hätte er sonsten an seiner Rede nichts auszusetzen, wie denn der Erfolg mit dem Herzog von deren Güte der beste Beweis wäre ꝛc. Herr Lotter schied nach diesem spat in der Nacht von diesen seinen guten Freunden. Tags darauf war Sonntag, und der Herzog fuhr mit seiner Gemahlin, einer frommen und tugendsamen Dame, öffentlich in die Pauluskirche, welches in 24 Jahren das erstemal wieder war. Das Londner Publikum verwunderte sich eine hier so fremde Person zu sehen, und war begierig, die Ursach von dieser Reversion zu vernehmen. Selbst die Herzogin erkundigte sich desfalls bey ihrem Gemahl, und vernahm, daß an dieser glücklichen Wendung seiner Denkungsart Herr Lotter Ursach seye. Des Nachmittags sandte dieselbe ihm durch ihren Diener eine goldene Tabatiere zum Geschenk, und zum Andenken seiner löblichen That. Als Herr Lotter solche öfnete, so lag noch eine Banknote

von 50 Pfund Sterling darin. Kaum hatte derselbe seine Danksagung durch den Bedienten zurückmelden lassen, so verfügte er sich damit in das Palais des Lords Siffry, und zeigte demselben, so wie dem Grafen, und der Lady das erhaltene Geschenk. Diese waren sehr vergnügt hierüber, lachten, und freueten sich mit ihm; aber auf diese Freude erfolgte in continenti bey allen eine große Traurigkeit.

Saydi brachte dem Grafen einen Brief, mit der Nachricht, daß so eben ein Schiff vom Gambia auf der Thames eingelaufen, so denselben von dem Commendanten im Jamesfort mitgebracht. Der Graf konnte schon an dem Aeusserlichen des Briefs abnehmen, daß solcher keine angenehme Nachricht in sich hielte, denn er war schwarz zugesiegelt. Er erbrach ihn, und kurz, er war mit der Nachricht angefüllt, daß die aus seinem Reich ihn abzuholen bestimmte Gesandtschaft auf der See verunglücket seye. Der Commendant meldete ihm, daß die Gesandtschaft mit dem Compagnie Schiff, der Sphinx genannt, aus dem Gambia ausgeloffen, und 8 Tage ihre Reise glücklich fortgesezt; am 9ten aber hätte sie ein erschrecklicher Sturm überfallen, der 2 Tage gedauret. In diesem Sturm hätte das Schiff sei-

ne Mastbäume und Steuerruder verlohren, und endlich, nachdem solches 14 Tage so auf der See herumgeschwebet, seye dasselbe auf St. Jago, einer der Inseln am Capo Verde, in dem erbärmlichsten Zustand eingeloffen, der General en Chef seye noch, ehe sie in den Haven gekommen, gestorben, und nachdem sie hier an 5 Wochen liegen müssen, so seye der zweyte Gesandte, mit noch mehrern von dem Gefolge ebenfalls mit Tod abgangen. Man hätte das Schiff zwar wieder etwas ausgebessert, aber für unmöglich gehalten, damit die Fahrt nach Europa zu vollenden, und seye daher mit solchem wieder in dem Gambia eingelaufen, wo denn die noch übrige von der Gesandtschaft mit dieser traurigen Zeitung sogleich nach Tombut abgegangen. Indessen zweifelte er nicht, daß nicht alsbald wieder eine neue Gesandtschaft bey ihm zur weitern Reise nach England eintreffen würde, und da gegenwärtig 2 Schiffe im Strom lägen, die in einem Monat nach Haus giengen, so wollte er solche so lang aufhalten, bis die zu hoffende neue Gesandtschaft würde in Jamesfort eingetroffen seyn, damit aber der Graf an den nöthigen Geldern keinen Mangel litte, so hätte ihm der königliche Cassirer, so bey der Gesandtschaft gewesen, 10000

Pfund

Pfund Sterling zu dem Ende zugestellt, die er hiemit übersenden wolle ꝛc. Dieses war beyläufig der Inhalt des ganzen Briefs. Der Graf gab solchen alsbald der Lady zu lesen. Diese, nachdem sie denselben durchsehen, rief aus: nichts mehr, wie dieses, hierüber dörfen sich Euer Gnaden nicht aufhalten, es wird bald wieder eine andere Gesandtschaft abgehen, und wenn auch niemalen eine kommen sollte, so würde ich Sie doch lebenslänglich verehren, und die ihrige bleiben, sollte ich auch niemalen durch Sie Königin in Tombut werden. Indessen schien der Graf etwas distrahirt zu seyn. Wenn der menschliche Geist sich gewisse angenehme Begebenheiten, als sicher und ganz nahe vorstellet, wenn er sich mit der Idee davon eine Zeit lang unterhalten und vergnügt hat, und diese Hoffnung der Nähe wird auf einmal unvermuthet unterbrochen, so lehret die Erfahrung, daß dieses selten ohne Misvergnügen, und ohne äusserliche Merkmale davon wahrzunehmen bey dem Menschen, und wenn es auch der stärkeste Geist seyn sollte, abgehe. Würklich bemerkte man an des Grafen Humeur einige Veränderung. Er war nicht mehr so lebhaft und gesprächig, wie sonsten, und noch mehr zeigte sich dasselbe, als er Tags darauf dem Lord

und der Lady eröffnete, daß er eine Reise nach Paris vornehmen, und sich eine Veränderung machen wolle. Der Lord und die Lady hatten nun hiergegen nichts einzuwenden, nur wollte die leztere die Reise schlechterdings mitmachen. Allein der Graf wollte in Paris incognito bleiben, und kein Geräusche machen. Er bat sie also zu Haus zu bleiben, unter der Versicherung, sich immittelst fleißig durch Briefe mit einander zu besprechen, und endlich liesse sich die Lady damit beruhigen. Er reisete also den dritten Tag nach jener erhaltenen unangenehmen Nachricht mit seinem Gefolge nach Paris, und nahm allda in der Antoni Strasse sein Quartier. Hier besuchte er nun täglich die Fabricken der berühmtesten Künstler, und machte sich auch mit einigen Gelehrten bekannt. Nur Morgends, Mittags und Abends war er in seinem Quartier anzutreffen. Saydi, der die Stelle eines Haushofmeisters bey ihm vertrat, gieng indessen auch seinen Vergnügungen nach. Des Morgends gieng er aus, und kam gemeiniglich erst Abends spat in der Nacht nach Haus. Dieses verursachte in des Grafen Oeconomie einige Unordnung. Der Graf fragte ihn daher, was die Ursach davon seye, und dieser gestunde ihme frey, daß er sich

mit

mit einem Frauenzimmer in der Stadt ehelich verlobt hätte, und es seye ihm unmöglich, seine Zeit anders, als in deren Gesellschaft zuzubringen. Er strich hierauf die Eigenschaften dieses Frauenzimmers auf das herrlichste heraus, und setzte endlich hinzu, daß sie ihme nicht anders die ehliche Liebe und Treue versprechen, und in sein Vaterland mit folgen wollte, ausser unter der Bedingung, daß er die römische Religion annehmen müste, so er ihr auch würklich zugesagt hätte. Der Graf erkundigte sich hierauf nach den Umständen dieser Person, und erfuhr weiters von dem Saydi, daß sie die Tochter des auf dem Schiff, die Stadt Paris genannt, gebliebenen Capitains Teadrie seye (68). Sie lebte mit ihrer Mutter in der Stille, und weilen sie zwar eine Pension hätten, diese aber nur aus 300 Livres bestünde, die zu ihrem Unterhalt nicht hinlänglich, so suchten sie sich noch mit Verfertigung einiger Galanterie-Waaren, und andern weiblichen Beschäftigungen, einen Zuschuß zu ihrer Nahrung zu verschaffen, und eben die

die

(68) Bekanntlich ist dieses französische Schiff von Rodney in der Seeschlacht mit dem Grafen von Grasse weggenommen worden.

die Accommodation der Wäsche des Grafen seye die Ursach, daß er mit dieser Person bekannt worden. Nun misfiele zwar dem Grafen nicht, daß Saydi ein europäisches Frauenzimmer heirathen wollte, aber der dabey bedungene Punct der Religionsveränderung stunde ihm nicht an. Er befahl daher dem Saydi mit der ehlichen Trauung, und der besagten Religionsveränderung noch einige Zeit einzuhalten, und schriebe ohne Verzug diesen Vorfall an die Lady Siffry, und begehrte ihren Rath; er meldete zugleich, daß er es nicht gerne sehe, daß die römische Religion in seinen Landen Eingang finden sollte, er wolle bey seinen Völkern die Aufklärung befördern, und daß solche vernünftig denken lernen sollten. Nun müste man bey jener Religion seine Vernunft und Sinnen nicht allein verläugnen, wie zum Beyspiel bey der Lehre der Verwandlung, sondern auch alle seine Einsichten und den Gebrauch seiner Vernunft dem Ausspruch der Päbste und der Concilien, oder den Versammlungen und Aussprüchen einer gewissen Zahl Bischöfen, schlechterdings unterwerfen, ohne die Gründe prüfen zu dörfen, warum sie eines und das andere so, und nicht anders bestimmt hätten, ob man gleich wüste, daß sie, wie andere Menschen mit Leiden-

schaf-

schaften und Vorurtheilen beladen gewesen. Dergleichen blinder Gehorsam in Glaubenslehren wäre ihm nicht anständig. Mylady antwortete ihm alsbald, daß er die Heirath des Saydi, und seine Religionsveränderung gestatten sollte; er hätte schon selbst die Toleranz gerühmet, und sie zweifelte daher auch nicht, daß er solche in seinen Staaten werde blühen lassen, überdem seye ihr der Character des Saydi so weit bekannt, daß man keine Sorge haben dörfte, daß er ein Apostel der römischen Kirche, und viele Proseliten in seiner Religion machen werde. Hierauf erlaubte der Graf demselben jenes Frauenzimmer zu heirathen, jedoch ehe er seine Religion verändern würde, (er hatte die Confession der englischen Kirche angenommen gehabt,) so sollte er sich noch zuvor wohl bedenken, und seine neue Religion, die er ergreifen wollte, gehörig prüfen. Dieser antwortete, daß, so viel er wüste, die meisten der christlichen Religions-Partheien Lehrsätze hegeten, die unbegreiflich wären, eine mehr die andere weniger; hätte nun die römische Kirche die mehreste, so käme es ihm darauf nicht an, ihr Gottesdienst fiele prächtig in die Sinne, und mache ihm ein Vergnügen, ja er dörfte es sagen, daß er sich schon manchmal da-

bey

bey divertirt habe. Da der Graf sahe, daß er bey seinem Vorhaben verbliebe, so gab er nach, und liesse dem Saydi alle Freyheit, zu thun, was er wollte. Indessen war derselbe doch begierig dieses Frauenzimmer kennen zu lernen, und da er hörte, daß dieselbe mit ihrer Mutter nicht in den besten Umständen sich befände, so gab er dem Saydi 24 Guineen, ihnen solche mit dem Vermelden zuzustellen, daß er des andern Tags sie besuchen wolle. Würklich begab sich der Graf auch dahin. Man empfieng ihn mit den grösten Ehrenbezengungen und Erkenntlichkeit wegen dem erhaltenen Geschenke, und was dabey den Grafen am meisten vergnügte, war dieses, daß die Demoiselle Teadrie, vereiniget mit den verführerischen Reizen der Schönheit, und des Geistes eine seltene Lebhaftigkeit und Munterkeit besas. Er billigte also die Wahl des Saydi, und versicherte das Frauenzimmer, daß er alles Gute, was nur in seiner Möglichkeit stünde, für sie thun wollte. Tags darauf machte ihm die Demoiselle mit ihrer Mutter die Aufwartung, und bey dem Abschied fiel die erstere dem Grafen zu Füßen, und bat sich eine Gnad aus. Der Graf hub sie auf, und offerirte sich nochmals, ihr alle Gefälligkeiten zu erzeigen. Hierauf stellte sie ihm vor,

daß sie den Pflichten ihrer Religion, ohne einen Geistlichen, der ihr Meß lesen könnte, in seinen Staaten nicht nachkommen könnte, sie bat also um die Erlaubniß, einen mitnehmen zu dörfen: der Graf fragte, ob sie einen solchen wüste, der die Reise mit antreten wollte? Sie sagte, ja, ihr bisheriger Beichtvater hätte sich hierzu verstanden. So ungerne der Graf auch solches bewilligte, so hatte er sich doch schon so viel heraus gelassen, daß er ihr ihre Bitte nicht abschlagen konnte. Er gestunde ihr auch dieses zu, und verlangte, daß dieser Geistliche zu ihm kommen mögte, daß er ihn auch von Person kennen lernte. Die Demoiselle und ihre Mutter, versprachen solchen zu senden, und schieden von dem Grafen. Ehe es noch Nacht war, ließ sich der Geistliche schon bey demselben melden, und da der Graf ihn vor sich ließ, so sahe er, daß solches ein Kapuziner mit einem großen Bart war. Er ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein, und fragte ihn, ob ihm auch die Lehre der Transsubstantiation bekannt wäre, und was diese seye? Er antwortete, es seye eine Verwandlung des Brods, und des Weins in den Leib und das Blut Christi. Ob denn dieses Brod in den Leib Christi, den er hienieden auf Erden gehabt, so

wie

wie er aus Haupt und Füßen, Herz, Lunge, Leber und andern Intestinis bestanden, und der Wein in diejenige rothe flüßige Materie seines Körpers, die in dessen Adern befindlich war, und die man Blut nennet, verwandelt würde? Allerdings, nur seye dieser Körper und dieses Blut verkläret worden. Was denn diese Verklärung seye, ob sie eine Dissolution, wie im Tod bey andern Körpern erfolge, seye? Dieses wisse er nicht; die Kirche hätte diesen Lehrsatz als einen Glaubensartikel bestimmt, und man dörfte daher über diesen Gegenstand keine Speculationen anstellen, sondern müsse ihn schlechterdings glauben. Wohlan, sagte der Graf, ich sehe, daß Sie ein guter Mann sind, ich will Sie in meine Lande mitnehmen, und es soll Ihnen kein Leid geschehen, aber Ihre Kutte und Ihren Bart müssen Sie in Europa zurücklassen. Würklich hatte derselbe einen Bart, der ihm auf den Gürtel reichte. Der Graf hatte einen Anstand, einen Menschen von einem solchen Exterieur bey seiner Ankunft in seinen Staaten in seiner Suite zu haben, weil dieses bey seinen Völkern, die dergleichen Figur noch nicht gesehen, allerley unnöthige Vorstellungen veranlassen würde. Der Kapuziner wollte anfänglich in die Ablegung

legung der Kutte und des Barts nicht einwilligen, am leztern hatte er an die 20 Jahre gezogen, endlich erklärte er solches zu thun, wenn seine Obere ihn davon dispensiren würden, weil diese Dinge in seinen Votis seyen. Der Graf versicherte ihn hierauf, daß er dafür sorgen wollte, er entließ ihn, und befahl dem Saydy, ihm 12 Bouteillen Champagner zuzustellen. Dieses war für den Kapuziner das angenehmste Geschenk, so ihm noch in seinem Leben gemacht worden, und er konnte sich nicht genug davor bedanken. Indessen schrieb der Graf an dessen Provinzial, und bat um dergleichen Erlaubniß, schloß auch zugleich 12 Guineen, als eine Art der Empfehlung seiner Bitte in den Brief mit ein. Der Provinzial antwortete ihm zwar sehr höflich, meldete aber, daß er solches aus sich nicht thun könnte, er wollte aber sogleich nach Rom schreiben, und hofte eine gewiehrige Antwort zu erhalten. Mittlerweile besuchte der Graf öfters die Demoiselle Tendrie, beschenkte sie auch mit einem prächtigen Hochzeitkleid, und nahm zugleich einige reiche Stoffe von Souffre tendre, und Quelle de Serrin, als den neuesten Modefarben aus, und sandte solche an die Mylady Sinry. Er ließ hierauf den Saydy, nachdem

derselbe vorher der reformirten Religion abgeschworen, mit seiner Geliebten trauen, und hielt sich nach diesem noch etwa 3 Wochen in Paris auf, in welcher Zeit denn auch die Dispensation von Rom für den Kapuziner, wegen Ablegung der Kutte und des Barts einliefe, jedoch solle beydes nicht eher geschehen, als bey seiner Abreise aus Europa. (69) Saydy war über seine Heurath ausnehmend vergnügt, und hätte gewünschet noch länger in Paris bleiben zu können; aber diesmahl konnte es nicht geschehen. Denn als der Graf eines Abends bey ihm und seiner Geliebte zu Nacht speisete, erhielt derselbe durch eine Estaffette einen Brief von Mylady Siffry, mit dem angenehmen Inhalt, daß die zweyte Gesandschaft aus seinem Reich, 32 Personen stark, angekommen seye, daß die vornehmste darunter, der Oberhofmeister, der General-Kriegskommißarius, zwey Staatsräthe, und etliche vornehme Officiers seyen, daß sie höchst betroffen gewesen wären, den Grafen, ihren Herrn, nicht

(69) Dieses ist auch würklich erfolgt. Da aber dieser Kapuziner, besonders auf seinen Bart einen großen Werth legte, so pakte er denselben ein, und nahm ihn mit in jene Landen, und die Folge der Geschichte wird es aufklären, was er demselben für Kräfte zugeschrieben, und wie solcher zulezt der Fetisch einer vornehmen Dame worden.

nicht in London vorzufinden, daß sie aber dieselbe seines Wohlbefinden, und baldiger Retour versichert, und übrigens für ihre Unterkunft und Tractement wohl gesorget, sie bat also ihren Geliebten, seine Rückreise zu beschleunigen. Kaum hatte der Graf dieses Schreiben gelesen, so entschloß er sich augenblicklich abzureisen. Er eröfnete solches dem Saydy, hinterließ dessen Liebsten und Schwiegermutter 100 Guineen Reisegelder, um alsbald mit dem Kapuziner nachzukommen, und reisete mit Saydy und seinem Gefolge, noch in der Nacht mit Extrapost nach Calais, wo er denn kurze Zeit drauf über Dovres in London wieder ankam. Die Lady empfieng ihren Liebsten auf das zärtlichste, und bald darauf wurden die Abgesandte vorgelassen. Hier sahe nun Mylady zum erstenmal, wie sehr die africanische Völker ihre Monarchen veneriren. Sie fielen vor ihm nieder auf ihre Gesichter und beteten ihn an. Er hieß sie aufstehen, versicherte sie seiner Gnade, und ließ sie alle zum Handkuß, stellte ihnen auch zugleich die Lady als seine künftige Gemahlin, und als die regierende Königin vor. Sie bezeigten auch vor dieser die tiefste Ehrfurcht, und hierauf wurden sie herrlich tractirt, und zugleich mit der angenehmsten

Musik unterhalten. Der Graf gab so weiters an die Seinigen Befehl, alsbald zwey wohlconditionirte Schiffe zu miethen, und dieselbige mit allem nöthigen zur Reise zu versehen, um die Ueberfahrt damit machen zu können. Während diesem stellte ihm die Lady die Reden, welche Herr Thomas und der Marquis de Figlia in seiner Abwesenheit in dem Cercle gehalten, so wie auch, was die Gemahlin des leztern, eine italienische Dame, zur Vertheidigung des Concubinats bey Manns- und Frauenspersonen, besonders unter gewissen Himmelsstrichen vorgebracht, und endlich die poetische Arbeiten, welche die Miß Birell über die abgehandelte Gegenstände geliefert, und welches alles sie durch darzu bestellte Geschwindschreiber im Cercle aufzeichnen lassen, zu Handen, und eröfnete ihm noch weiters, (70) daß sie den Herrn Lotter disponirt, unter dem Prädicat, als königlicher Oberhofprediger, und den Herrn Bridge als königlichen Leibarzt, nicht weniger auch den Doctor Eúpen als Obrister Hof- und Justizkanzler, die Reise mitzumachen, und daß sie jedem 20 Pfund Gold zum Gehalt ausgesetzet. Dieses alles gefiel dem Gra-

(71) Ich werde alle diese Reden, dem Leser in den folgenden Theilen dieses Werks mittheilen.

Grafen ausnehmend wohl, er konnte sich bey der Mylady für ihre Vorsorge nicht genug bedanken, besonders, war ihm angenehm, daß jene drey Herren, von deren edlen Character er überzeugt war, bey ihm Dienste nehmen und mit ihm gehen wollten. Er vermehrte jedem sein Gehalt noch mit 5 Pfund Gold, und stellte ihnen offene Briefe aus, daß wenn es ihnen in seinen Landen nicht gefallen sollte, so wollte er sie auf seine Kosten mit allem nöthigen versehen, wieder nach England führen lassen. Es wurde auch jedem sogleich 500 Pfund Sterling zur Reise zugestellt. Die Tombutische Gesandte hatten dem Grafen 80000 Pfund Sterling mitgebracht, die er denn auch meistens in England ließ. Ich darf auch hier nicht vergessen, daß diese Gesandten dem Grafen ein Schreiben von seiner Frau Mutter, der Königin Edige, so wie von dem alten Alcaide mitgebracht. Beyde waren mit den empfindlichsten Ausdrücken angefüllt, das erstere aber übertraf alles, was eine zärtliche Mutter von Lieb und Ergebenheit, besonders von einem Verlangen, ihren Sohn wieder zu sehen, nur sagen konnte. Der Graf konnte bey dessen Durchlesung sich nicht der Thränen enthalten, und als derselbe der Lady dieses Schreiben französisch ver-

dollmetschet, vorlas, so würde dieselbe ebenfalls aufs äusserste gerühret. Die Gesandten hatten indessen schon dem Lord und der Lady erzehlet, was man in ihren Landen für Zubereitungen gemacht, den neuen König gehörig zu empfangen. Zwölf Elephanten mit prächtigen Thürmen, und Musikanten besezt, sollten den Einzug anfangen, es wären durch die Stadt bis an das königliche Palais 20 Ehrenpforten errichtet. Ein Phaeton, der von 6 abgerichteten Straußen gezogen würde, sollte hierbey dem König zu seinem Wagen dienen, und das Verlangen des Volks, seinen neuen Beherrscher zu sehen, seye so groß, daß bereits schon vor ihrer Abreise, ein Fenster, woraus man den Zug sehen könnte, mit 2 Pfund Sterling zum voraus bezahlt worden. Der Statthalter hätte auch schon Münzen auf diesen Vorfall prägen lassen, um solche unter das Volk auszuwerfen, ja die Engländer hätten vor ihre Factorie ebenfalls eine Ehrenpforte errichtet, und dabey 12 Kanonen aufgepflanzt, u. s. w. Man kann wohl sagen, daß Mylady hierauf mehr Verlangen nach der Abreise, als der Graf selbst bezeigte, um sich in jenen Landen im Angesicht seines Volks, mit ihm öffentlich zu vermählen. Der Lord, ihr Vater, sahe solches ein, und hielt

für

für unmöglich, seine Tochter von dieser Reise noch zurück zu halten, wie er sich vorher vorgenommen hatte, und beschloß, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Ich muß auch den Leser hier schon wissen lassen, daß sich die Lady nach Gewohnheit jener Länder einen Fetisch erwehlte, jedoch nicht auf eine aberglaubische Art. Es war solches das Bildniß ihres Geliebten, in Gold eingefaßt und stark mit Brillanten besezt. Sie trug dasselbe an einem Bande von violet d'Eveque, von der rechten Schulter zur linken herab hangend. Uebrigens übergehe ich hierbey alle zur Reise gemachten Präparatorien zu beschreiben, nur will ich bemerken, daß selbst auf die Mitwürkung des Lords Siffry zwey Schiffe sind bestanden worden, eins von zwey Gedecken, 36 Kanonen führend, das andere eine Jagd von 12 Kanonen, so man als eigenthümlich erkauft. Die Jagd wurde für den Grafen und die Lady mit allem nöthigen versehen und ausgerüstet, ihre Cajüten von blauem und grünem Sammet ausgeschlagen. Der Graf nahm etliche Banden Musikanten und verschiedene Künstler in seine Dienste, und als endlich alles zur Reise fertig war, auch die Gemahlin des Sandy mit ihrer Mutter, und dem Kapuziner aus Frankreich eingetroffen, so nahm der

Graf

Graf von allen Bekannten, besonders von den Gliedern des so oft besagten Cercle Abschied, und bat sich für die Zukunft von Zeit zu Zei: eine Nachricht von ihren abgehandelten gelehrten Materien aus. Sie versprachen ihm solches, und wünschten ihm alle eine glückliche Reise und alles Gute. Selbst der Herzog von B. begleitete ihn noch an den Strand. Nichts war aber rührender als der Abschied der Lady von ihrem alten Vater. Dieser zerfloß fast in Thränen, seine einzige Tochter in ein so weites Land abgehen zu sehen. Diese hingegen war getrost und wohlgemuth, sie hängte sich an den Arm des Grafen, und ließ sich von diesem in das Schiff begleiten. Der erste Februarii 1772. war es, wo sie insgesammt mit allen ihren Leuten an Bord giengen, und des Nachts darauf wurden die Anker gelichtet, die Segel aufgezogen, und die Fahrt mit gutem Wind angetreten, so daß sie bey Anbruch des Tags schon aus dem Gesicht waren, und dieses ist denn nun dasjenige, was ich den Leser in dem ersten Theil dieses Werks, von dieser Geschichte wissen zu lassen, für dienlich gehalten.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hiltebrandt, Carl E.

Der Philosoph aus Africa

Bd.: 1

Frankfurt und Leipzig [i.e. Mannheim] 1786

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.776
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11761074-0
VD18 11288728-901